

OH 855

6826

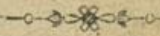
# Die Ritter der Gegenwart.

~~~~~  
Eine Hofgeschichte

von

Max v. Schlägel.

Erster Band.



Leipzig,

Ernst Julius Günther.

1874.



## Erstes Kapitel.

### Das Pferd des Königs.

Hellglänzend und kühn wie der Glückstraum eines jungen Gottes steigt es empor aus dem dichtumbuschten dunkelgrünen Ufer des smaragdnen Sees, Schloß Fels, der Lieblingsaufenthalt des jungen Fürsten, der die Romantik längst entschwundener Tage ins nüchterne Leben des Jahrhunderts trug.

Leise schaukeln die tiefhängenden Zweige der Trauerweiden auf der krystallhellen Flut, regungslos liegt der kleine zierliche Dampfer des Königs in seiner dichtumlaubten Bucht; nur die Fähnlein des Mastes antworten auf das leise Flüstern der hohen Bäume hier und da durch eine traumhafte Bewegung. In dichten Falten, wie von der eigenen Schwere müde, hängt die große Flagge am Riesenschaft des höchsten

Thurmes, zu dessen schlanken Schultern die ältesten Bäume des Parks sehnsüchtig aus ihrer Tiefe emporstreben.

Der Fürst ist im Schloß, das bedeutet die aufgezugene Königsflagge, das sagt das in seiner grünen Bucht ruhende Boot, aus dessen zierlichem Schlot zarte Rauchwolken fast senkrecht in die laue Sommerluft emporsteigen, um bald in dem weißen Dufte zu verschwimmen, der sich über die ganze Gegend spannt, über die zierlichen Villen des andern Ufers, über das ferne, hehr und ernst in das Bild hineinragende Hochgebirge mit seinen dunklen Vorbergen, seinen über einander gethürmten Felsenbauten und den rosig angehauchten Gletschern.

Der König ist im Schloß, darauf deutet auch das lebendige Treiben in den Hofräumen, das sagt der Galaanzug einiger dienstthuenden Beamten des Marstalls, welche, in der Mitte des großen Reithofes stehend, sich in jenem gleichgültigen, halbblasirten Tone unterhalten, wie ihn das müßige und doch auf das genaueste geregelte Leben bei Hofe fast nothwendig erzeugt.

„Ich glaube nicht, daß unser allerhöchster Herr den Sultan bei den Manövern schon wird reiten können“, setzte einer der Beamten das begonnene Gespräch

leicht hin fort. „Ich zweifle sogar, daß Sultan sich je an das Schießen gewöhnen wird; heute in der Reitschule sprang er mit mir fast über das Thor weg und war gar nicht mehr zu beruhigen.“

„Durch das Schießen auf der Reitschule wird das auch nicht besser werden, Herr Oberbereiter! Durch das Echo des geschlossenen Raums wirkt jeder Pistolenschuß wie eine Kanonensalve, und ich sehe voraus, daß es demnächst Mühe kosten wird, Sultan auch nur in die Nähe der Manège zu bringen.“

Der junge Mann, welcher das gesagt hatte, konnte kaum zwanzig Jahre alt sein; seine Gestalt erreichte kaum die Mittelgröße, dennoch aber zeigten der dunkelblaue Leibrock mit den goldenen Knöpfen, die blendend weißen Beinkleider, welche in hohen glänzenden Kanonienstiefeln steckten, ebenso zierliche als kräftige Mannesformen.

Seltam stand zu diesem kleinen, aber völlig ausgebildeten, männlich kräftigen Körper ein jugendliches Antlitz von fast mädchenhafter Zartheit, an dessen Oberlippe ein weicher, weißblonder Flaum sich kaum von der Pfirsichblütenfarbe der Haut abhob. Dem entsprach die übrige Bildung des jungen Gesichtes edel, frisch und keck, und doch von einer Delicatesse der Linien, als habe die Natur sich sorgfältig gehütet, einem

der Züge ein schärferes Gepräge zu geben, als es die leichte Anmuth dieses lieblichen Kindergesichtes ertragen konnte.

Seltzam auch standen zu diesem Antlitz der mächtige quergesezte Schiffhut, die Verschnürung am Arm und die großen silbernen Sporen an den Füßen, welche andeuteten, daß der hübsche Knabe bereits trotz seiner Jugend den Rang eines königlichen Bereiters einnahm. Das Seltzamste jedoch war der bestimmte kurze Ton der jugendlichen Stimme, mit welcher der junge Mann zu seinen Amtsgenossen sprach, welche alle älter als er oder seine Vorgesetzten waren. Auffallend war es auch, daß der Oberbereiter und die übrigen Umstehenden die Kritik ihres jugendlichen Genossen hinnahmen, als sei er völlig dazu berechtigt; nur auf dem vergilbten, frühverlebten Gesicht eines hageren Stallmeisters zeigte sich eine leichte gallichte Färbung.

Der junge Bereiter bemerkte das nicht und fuhr unbefangen fort:

„Majestät will den Sultan doch bei den Manövern reiten — warum dressirt man ihn nicht im Freien? Was nützt es, wenn das Thier sich wirklich daran gewöhnt hat, daß man täglich zwischen den Pilaren eine Pistole abfeuert und ihm dann eine Handvoll

Zucker gibt? Er wird dennoch erschrecken, wenn es plötzlich hinter jedem Busche hervorblickt und fracht!“

Der hagere Stallmeister, welcher schon einigemal das Gewicht seines Körpers ungeduldig von einem der dünnen Beine auf das andere gebracht und mit dem grünseidenen Büschel seiner langen Reitgerte Figuren auf den bestaubten Lack seiner hohen Stiefel gezeichnet hatte, blickte mit einem hämischen Lächeln auf, als er sagte: „Wir können hier unmöglich verlangen, daß man uns ein Separatmanöver aufführt, um Sultan im Freien zu dressiren; der Oberststallmeister stellt uns kein Armeecorps zur Verfügung!“

Das Gesicht des jungen Bereiters färbte sich bei diesem unverkennbaren Hohne hellroth bis an die Stirnlocken, welche zwischen Dreimaster und Ohr hervorquollen; das blaue Auge wurde einen Schatten dunkler, die Nasenflügel spannten sich, und der fein und energisch gezeichnete Mund hob sich in leichter, troziger Wölbung.

„Um Sultan an das Schießen im Freien zu gewöhnen, ist kein Armeecorps nöthig, sondern nur ein Mensch, der das Pferd reitet und in jeder Gangart von Zeit zu Zeit eine Pistole abfeuert. Hat sich das Thier erst gewöhnt, das Schießen von seinem eigenen

Rücken zu hören, so wird es sich sehr bald um alles Geräusch ringsum nicht mehr kümmern.“

Auf den Gesichtern der Bereiter zeigte sich das lebhafteste Staunen; der Stallmeister zuckte wegwerfend die spizen Schultern, als werde es ihm schwer, auf das kindische Gerede einzugehen.

„Und darf man wissen, wem von uns Sie die Ehre zugedacht haben, sich den Hals zu brechen? Sie wissen doch, daß Sultan sich die letzte Woche dreimal überschlagen hat. Wünschen Sie vielleicht einen unangenehmen Vorgesetzten los zu sein?“

Ein herausfordernder Blick aus dem dunklen Auge des jungen Mannes antwortete. Seine Brust wölbte sich, die kleine, mit dem Stulphandschuh bekleidete Faust umklammerte dicht unter dem schweren Bleiknopf die Ordonnanzpeitsche, als solle das elastische Gewebe von Draht und Darmsaiten zerquetscht werden. Dann stieß er mit zorniger Kurzathmigkeit fast verächtlich hervor:

„Es ist nicht meine Gewohnheit, Rathschläge zu geben, die ich nicht selber zu befolgen bereit wäre! Geben Sie mir den Sultan, ich habe keine Angst um meinen Hals. Ich habe mich noch niemals geweigert, ein Pferd zu reiten. Sie haben kein Recht, zu sagen,

daß ich feig sei! Jetzt will ich den Sultan reiten — hören Sie, Herr Stallmeister — ich will!”

Das war allerdings nicht das Benehmen eines kaum aus der Clevenschule hervorgegangenen Bereiters gegen seinen directen Vorgesetzten, das war mehr die trotzig Sprache eines jungen verwöhnten Prinzen gegen seine Cavaliere.

So wenig das den Andern aufzufallen schien, der Stallmeister mochte diesen Ton herausfühlen, denn sein Gesicht wurde citronengelb vor Aerger und er machte eine nicht ganz glückliche Anstrengung, den Bereiter mit zurückweisender Kälte anzusehen.

„Als mein Untergebener haben Sie nichts zu wollen, sondern nur gehorsamst zu bitten. Auch muß ich Ihnen nachdrücklichst untersagen, im Dienst etwas Anderes sein zu wollen als der königliche Bereiter Johann Helmberg! Was Sie aus sich und was der Flügeladjutant Seiner Majestät aus Ihnen macht, das geht mich nichts an, in meiner Beamtenliste sind Sie der Bereiter Johann Helmberg!“

Der junge Mann war sehr blaß und ruhig geworden; ein Zug voll tiefen, bitteren Wehs zog seine feinen Mundwinkel abwärts, aber ein eisiger Blick voll hochmüthiger Ablehnung traf den aufgebrachtten Vorgesetzten.

„Herr Stallmeister, wir sind jetzt nicht im Dienst, und es handelt sich nicht um den Flügeladjutanten, sondern um das Pferd unseres allerhöchsten Herrn. Ich habe mich Ihnen zur Verfügung gestellt, um Sultan an das Schießen zu gewöhnen, nicht, um von Ihnen eine Bestätigung meines Namens zu erhalten, Herr Stallmeister Niederhuber!“

Der Stallmeister war eine zu gewöhnliche Bedientenseele, als daß er sich dem Eindruck hätte ganz entziehen können, den die verächtlich zurückweisende Ruhe des jungen Mannes auf ihn machte. Auch mochte das Interesse des Flügeladjutanten an seinem Untergebenen doch nicht so wirkungslos, wie er glauben machen wollte, an ihm vorübergegangen sein; denn eine gewisse Beflommenheit stritt bereits erfolgreich mit seinem Zorn, und seine Stimme klang weniger sicher, als er antwortete:

„Ja, ja, ich weiß, Sie haben immer eine so spitzfindige Weise, sich auszudrücken; Sie möchten uns gern bei jedem Worte fühlen lassen, daß wir eigentlich weniger sind, als Sie.“

Ein leichter Schatten flog über die Stirn des Jünglings, während der trotzige Zug um seinen Mund sich löste.

„Sie sagten doch eben, ich sei der Bereiter Johann Helmberg!“

„Das wohl; der sind Sie auch, aber Sie wollen höher hinaus!“

Die Stimme des Stallmeisters klang fast weinerlich gutmüthig; der klare prüfende Blick seines jungen Untergebenen lag voll auf ihm.

„Ich will dereinst Stallmeister werden, wie Sie, und mir das Vertrauen Seiner Majestät erwerben, weiter will ich nichts.“ Ein tiefer Seufzer zischte halbzermalmt zwischen den kleinen blauweißen Zähnen des Bereiters Johann Helmberg hervor, als habe ihn diese Aeußerung einen hohen Entschluß gekostet.

Der Stallmeister streckte die Hand aus und warf sich protectormäßig in die Brust.

„Das ist schön von Ihnen, Helmberg, daß Sie vernünftig sind. Es wäre Ihnen eigentlich gar nicht zu verdenken, wenn Sie anders wären — eigenthümliche Verhältnisse — Sie thun, wie gesagt, am besten, wenn Sie sich an Ihre Kameraden halten; zwar nur bürgerlich Blut oder die Söhne von Beamten, aber doch königliche Diener — lassen Sie sich nichts in den Kopf setzen, Helmberg! Noble Bekanntschaften sind oft ein Unglück für einen jungen Mann!“

Der Bereiter Helmberg erinnerte sich, wie aufge-

blasen der Stallmeister sich spreizte, wenn der windigste Kammerjunker ihn eines Wortes würdigte, wie sehr er sich bei jeder Gelegenheit devot unverschämt in die Nähe der hoffähigen Chargen drängte, und die Versöhnlichkeit, die einen Augenblick aus seinen blauen Augen leuchtete, verschwand wieder zum Theil. Auch schien ihm der Gegenstand des Gesprächs höchst peinlich, und wohl Minuten lang hielt der Stallmeister seine Hand ausgestreckt in der Luft, Helmberg ergriff sie nicht.

„Ich hatte gebeten, daß Sie mir den Sultan zutheilen möchten, Herr Stallmeister!“

Die ausgestreckte Hand des letztern ballte sich; die Haut, die sich ihm knapp über Nase und Backenknochen spannte, zog sich um den Mund in hundert feine Fältchen zusammen, und in den braunen stechenden Augen lauerte unversöhnlicher Haß.

„Das kann ich einem so jungen Bereiter nicht so zugestehen“, polterte er dann; „es sind ältere, verdienstvollere Leute da! Ich kann Ihnen den Sultan nur zutheilen, wenn Seine Excellenz der Herr Oberststallmeister seine Einwilligung gegeben. Der Herr Oberststallmeister sind seit gestern in Fels — gehen Sie zu Excellenz!“

Bereiter Helmberg war zusammengezuckt, als habe

er einen Peitschenhieb empfangen. Mit bleichem Gesichte und leise zitternden Lippen starrte er den Stallmeister an, als begehre dieser etwas Schreckliches von ihm. Dann schoß wieder hellrothes Blut in das junge Antlitz, ein Blick voll verächtlichen Hasses traf den mißgünstigen Vorgesetzten, und unter dem weißen Flaum des Schnurrbartes, zwischen den kleinen Zähnen hervor zischte es:

„Gut, Herr Stallmeister, ich werde zu Seiner Excellenz gehen; ich habe vor Niemand die Augen niederzuschlagen, ich fürchte Niemand. Ich wußte nicht, daß Excellenz ihre neue Stellung schon angetreten haben. Ich werde sogleich gehen.“

Es war nicht schwer, den Kampf wahrzunehmen, der während dieser rasch hervorgestoßenen Worte in der Brust des jungen Mannes tobte und dessen Gründe alle Umstehenden wohl zu kennen schienen.

Die Blicke der einen ruhten mit kaum verhohlener Schadenfreude, die des Oberbereiters mit unverkennbarer Theilnahme auf Johann Helmberg, der sich bereits halb zum Gehen gewandt hatte. Die Stimme des Stallmeisters hielt ihn noch einmal zurück.

„Es ist gegen das Dienstreglement, daß Sie allein Ihre Bitte vortragen; ich werde Sie begleiten und Sie Seiner Excellenz vorstellen.“

Das Gesicht Niederhuber's sah aus, als ob er hiermit die letzte entscheidende Karte ausspiele, und ein häßliches Lächeln zog die steifgedrehte Spitze seines Schnurrbartes tiefer.

Helmberg antwortete nicht. Sein Gesicht war starr und bleich, und nur eine Handbewegung, wie sie ein unter seine Mörder gerathener entthronter Fürst nicht resignirter und stolzer zur Verfügung gehabt hätte, lud den Stallmeister ein, mitzugehen.

Schweigend schritten die beiden auf das Hauptthor des linken Schloßflügels zu. Dann stiegen sie auf knisternden Strohmatten die breiten Steintreppen empor und schritten den langen Corridor entlang, dessen Fenster auf den Hof hinabsahen, während von der andern Seite eine Reihe von Thüren einmündete, an welchen ovale Tafeln den Sitz verschiedener Hofämter verkündeten.

Die Zwischenräume von einer Thür zur andern waren ausgefüllt durch alte Portraits in kaum noch erkennbaren Farben. Hier und da blickte aus der umrahmten Finsterniß ein bläulicher Frauenarm hervor, ein weißer Bart, eine Perrücke, eine riesenhafte Krause oder ein Papier mit großem Siegel, das der längst Verstorbene in der geharnischten Rechten hielt.

Schweigend schritten die beiden Beamten des könig-

lichen Marstalls an der Front dieses nachgedunkelten Generalstabs der Vergangenheit hinunter. Je weiter sie in dem endlosen Corridor kamen, desto fester und elastischer wurden die Schritte des jungen Helmberg, aber immer zögernder und unschlüssiger die Bewegungen seines Begleiters.

Das zarte Antlitz des ersteren war leicht geröthet, sein blaues Auge offen und feurig, der Mund geschwellt von jenem kecken, freudigen Trotz, der den gewöhnlichen Zug dieses frühreifen Kindergesichtes auszumachen schien.

Endlich blieb Helmberg, der die Schilder an den Thüren mit raschem Blick gemustert, vor einer derselben stehen, wo in einfachen englischen Buchstaben auf weißem Porzellan zu lesen stand: Königliches Oberstallmeisteramt.

Niederhuber war sehr unruhig geworden, und als Helmberg ohne Zaudern pochen wollte, hielt er ihn am Arm zurück.

„Sie können mich auch hier erwarten, ich will Excellenz Ihre Angelegenheit vortragen. Am Ende könnte ich die Sache auch auf mich allein nehmen, da Excellenz sich die Beamten noch nicht hat vorstellen lassen und überhaupt noch nicht officiell Dienst thut. Wie Sie wollen, Helmberg! Wenn Sie weniger

empfindlich und hochfahrend sein wollten, ich würde Ihnen gewiß alles Unangenehme ersparen, auch diesen Besuch bei Ihrem — bei Graf Helmberg — gewiß, das würde ich!”

Noch immer hielt der Stallmeister seinen Untergebenen am Armel zurück, an der verschlossenen Thür zu pochen. Dieser ließ über die rechte Schulter weg einen eiskalten Blick an seinem um Vieles größeren Vorgesetzten hinabgleiten und sagte:

„Ich danke Ihnen, Herr Stallmeister! Einmal müßte ich Seiner Excellenz ja doch vorgestellt werden, und ich bin Ihnen dankbar, weil Sie mir Gelegenheit geben, daß es hier geschieht. Wenn es Ihnen also nicht unangenehm ist —“

Johann Helmberg erhob langsam die Rechte und blickte fragend auf den Stallmeister.

„Mir?“ sagte dieser brutal. „Ich thue meinen Dienst, ich kenne nur meinen Dienst, keine noblen Verwandtschaften, ich thue bloß meine Pflicht. Klopfen Sie immerhin — ich habe mich nicht zu geniren.“

Johann Helmberg hatte bereits die zierliche, in einen blendend weißen Stulphandschuh gekleidete Faust erhoben und mit leichtgebogenem Zeigefinger bescheiden, aber hörbar die Thür des Oberststallmeisters berührt.

Ein lautes „Herein!“ erschallte; zögernd, ein süßlich verlegenes Lächeln auf dem Gesicht und sich fortwährend verbeugend, trat der Stallmeister ein. In ruhiger, militärisch achtungsvoller Haltung folgte ihm der Bereiter.

Das Gesicht des jungen Helmberg war sehr bleich und erschien es noch mehr durch das gedämpfte grünliche Licht, das gebrochen durch die großen Bäume des Parks in die hohen Bogenfenster fiel und die elegante Unordnung der interimistischen Dienstwohnung des neu ernannten Oberststallmeisters halb in geheimnißvolle Schatten hüllte.

Einzelne Lichtflecken schwankten an der vielfach übertünchten Stuccatur der Wände und spielten mit der abgebröckelten Vergoldung und den rothen verbläbten Damastbezügen der Stühle und Sophas. Dazwischen lagen geöffnete elegante Reisekoffer, aus denen der Inhalt auf den Boden quoll. Ueber den hohen Stuhllehnen hingen glänzende Uniformen; träumerisch lehnte ein Degen an der Rosette einer Portière und ein hoher Reiterstiefel lag in der Mitte des Zimmers. Das sternförmige stachelige Rädchen eines Silbersporns ruhte auf dem zerknickten Rande eines mit einem weiblichen Rococobildniß geschmückten Handschuhkastens, aus welchem ein paar lederne Fingerhüllen hervorsahen, so

rosenroth und schmal, daß sie unmöglich bestimmt sein konnten, die nicht unschöne, aber immerhin männlich kräftige Faust des Oberststallmeisters zu bekleiden.

Dieser verharrte nach dem Eintritt der beiden Marstallbeamten einige Minuten, wie es schien, in sprachloser Verwunderung in seiner vorigen Stellung, das heißt, liegend auf dem Sopha, dessen stilvolle, aber etwas unbequeme Gothik er durch einige unter Kopf und Rücken geschobene Pelze und Mäntel einem modernen Bedürfniß entsprechender gestaltet hatte.

Der Oberststallmeister trug einen Schlafrock von leichtem blauem Plüsch, der seine Gestalt fast vollständig einhüllte, bis auf den untersten Theil der weißen Kaschmirbeinkleider mit breiten goldenen Galons, wie sie von den höchsten Hofchargen zu Gala und Vorstellungen getragen wurden; ein eleganter Lackstiefel ruhte auf der geschnitzten Lehne und der zierliche Stahlsporn des andern bohrte sich tief in den rothen Damast des Sophas.

Der Oberststallmeister war noch jung, kaum dreißig Jahre; sein von blonden kurzgeschnittenen Haaren umrahmtes rundes Gesicht war vielleicht etwas zu voll und zu lebhaft gefärbt, die kaum über Mittelhöhe reichende Gestalt zu kräftig, um mit allem Rechte für schön zu gelten; die Schnellkraft jedoch, mit

welcher der Graf sich auf die Füße stellte, und die graziöse Sicherheit, womit er seinen Besuchern entgegentrat, der gutmüthig spöttische Unwille, der sich in seinem offenen Gesichte ausprägte, gaben seiner Erscheinung etwas so Warmes und Unmittelbares, daß der polternde Ton, in welchem er die folgenden Worte sprach, kaum einschüchtern oder verletzen konnte.

„Was wollen Sie? Womit kann ich dienen? Habe kaum Zeit gehabt, mich bei meinem allerhöchsten Herrn zu melden; wollte eben eine Viertelstunde ausruhen. Was wollen Sie denn?“

So polterte es soldatisch gutmüthig, hofmännisch, derb durch einander aus dem Munde des Mannes im blauen Schlafrock, während die Cigarre, die er auf die Tischdecke gelegt hatte, ruhig weiter glimmte, so daß sich der Brandgeruch des Teppichs bereits in den blauen Duft des echten Havannablattes mischte.

Stallmeister Niederhuber's magerer Körper wand sich vor Devotion.

„Excellenz, in einer Sache von Wichtigkeit wagte ich nicht mehr selbstständig zu entscheiden, seit ich wußte —“

„Was wußten Sie? Woher wußten Sie? Nichts wußten Sie! Hatten Sie eine dienstliche Meldung,

daß ich hier sei? Nein! Also war ich nicht hier.“

„Excellenz führen gestern in den Hof. Wer kennt Eure Excellenz nicht?“ stotterte der Stallmeister.

„Aber wer sagt Ihnen, daß ich Sie kenne, daß ich Sie kennen will? Wer sind Sie? Was wollen Sie? Sie stehen schon eine halbe Stunde vor mir und ich weiß noch nicht, was Sie wollen.“

Johann Helmberg schien nichts von den Worten des Oberststallmeisters zu vernehmen; mit weit offenen Augen schaute er in das von gutmüthigem Aerger flammende Antlitz des Grafen und schien sich jeden Zug desselben für immer ins Gedächtniß prägen zu wollen. Eine gewisse Aehnlichkeit zwischen dem Grafen und dem Bereiter war unverkennbar und fiel jetzt dem Stallmeister Niederhuber schwer aufs Herz. Wenn er auch immer kleiner von Gestalt blieb, so wie der Graf mußte der kleine Bereiter Johann Helmberg in zehn Jahren aussehen.

„Excellenz“, begann stotternd Niederhuber, „da es sich um eine Frage von Wichtigkeit handelt, nämlich darum, ob unser jüngster Bereiter Helmberg —“

So leise und schüchtern auch der Name ausgesprochen ward, der Graf hatte ihn gehört.

„Helmberg? Wo ist der Bereiter Helmberg? Ist er in Fels?“

Der Graf schien sehr überrascht, verlegen und halb unterdrückt malte sich eine tiefe Bewegung noch zum Theil auf seinem frischen, leichtsinnigen Antlitz.

Johann Helmberg warorgetreten in das volle Licht; mit tiefem Ernst, aber mit der vollendetsten Ritterlichkeit verbeugte er sich vor seinem Vorgesetzten.

„Der Bereiter Helmberg, Excellenz, bin ich.“

Die Blicke des Grafen irrten einen Augenblick unsicher über die kleine Gestalt; auf dem Antlitz Johann's blieben sie etwas mißtrauisch haften. Der stolze, fast abweisende Zug darauf und die streng dienstliche Haltung des jungen Mannes schienen die bitteren Worte zurückzuhalten, welche die breite Brust des Oberststallmeisters bereits schwellten; der beinahe verächtliche Hohn, welcher seine vollen Lippen krümmte, verschwand allmählig wieder, und nur der Hofmann blieb übrig, der sich in kühler Herablassung vor dem jungen Beamten verbeugte.

„Ah, Sie sind Herr Helmberg? Wir sahen uns früher nie, soviel ich weiß. Ich hatte keine Ahnung, daß Sie mit dem König hierher kamen. Verzeihen Sie deshalb meine Ueberraschung von vorhin — sie galt

nicht Ihnen, gewiß nicht — Ihnen bin ich gern gefällig. Sagen Sie mir nur, was ich für Sie thun kann.“

Die leichtthin gesprochenen Worte des Grafen hatten etwas von dem Klang der flüchtigen Schritte eines Wanderers, der über die schwache Brücke eines Abgrundes rasch hinwegzueilen sucht, eines Abgrundes, in den er nicht zu blicken wagt. Tiefer Ernst war auf dem jugendfrischen, lebensfrohen Gesicht eingekehrt.

Johann Helmberg war regungslos stehen geblieben. „Es war nicht meine Schuld, die mich Excellenz so überraschend vor die Augen führte — ich bat um eine ganz gewöhnliche Vergünstigung, die sonst der Herr Stallmeister stets selbst gewährt hat. Diesmal hielt derselbe es für nothwendig, daß ich diese Bitte an Eure Excellenz stelle. Mein Vorgesetzter ließ mir nur die Wahl zwischen einem unmännlichen Zurückweichen oder der Belästigung Eurer Excellenz. Ich habe vor Niemand die Augen niederzuschlagen; ich konnte mich dem allgemeinen Gespötte nicht aussetzen.“

Der Graf hatte mit immer lebhafterem Interesse zugehört. Seine Hand zuckte ein paar Mal, als wolle er sie dem jungen Manne reichen, die warme Färbung kehrte auf sein Antlitz zurück, und die höfliche Ruhe war erkünstelt, mit der er dann fragte:

„Und worin bestand die Vergünstigung, zu deren Gewährung der Herr Stallmeister meine persönliche Einwilligung für nöthig hielt?“

„Ich bat, die Dressur des arabischen Hengstes Sultan vollenden zu dürfen, den Seine Majestät bei den Manövern reiten will.“

Die graublauen Augen des Grafen lagen einen Moment mit forschender Strenge auf dem Stallmeister, der immer tiefer in die weiten Schäfte seiner hohen Stiefel zu versinken schien.

„Dann entspringt dieser Besuch allerdings einem nicht gerechtfertigten Uebereifer dieses Herrn. Ich habe von Ihrer außergewöhnlichen Bravour als Reiter gehört, Helmberg, und da die Sache denn doch einmal vor meine Entscheidung gebracht ist, so glaube ich meine Amtsthätigkeit nicht besser aufnehmen zu können, als indem ich Ihren Wunsch gewähre.“

Aus diesen Worten klang nur noch die rücksichtsvollste Güte; der Graf schien sorgfältig Alles vermeiden zu wollen, was einer Protection gleichkam und den Jüngling beleidigen konnte. Kalt und befehlend jedoch waren die Worte, mit denen er sich an Niederhuber wendete:

„Soviel ich weiß, hat einer der Herren mir allmorgendlich den Rapport zu bringen?“

Der Befragte, froh, aus seinem ihn erdrückenden Schweigen erlöst zu werden, trat eifrig einen Schritt vor.

„Unter Excellenz Fürst Thun, Dero Vorgänger, war es immer der erste Stallmeister — ich — welcher —“

„Bestehen darüber Bestimmungen, oder steht es mir frei, den rapportirenden Beamten selbst zu wählen?“

„Excellenz, Bestimmungen darüber kenne ich nicht; Excellenz Fürst Thun schenkten mir die Gnade —“

Der Graf winkte kühl mit der Hand.

„Ich danke Ihnen für die Aufklärung. Da ich also keine der bestehenden Vorschriften damit verlege, so wünsche ich, daß mir künftig der Rapport durch Herrn Bereiter Helmberg gebracht werde.“

Kraftlos, durch den Schrecken gelähmt, sank das Kinn des Stallmeisters unter dem steifgedrehten Schnurrbart nach abwärts; feuriges Roth schoß über das Gesicht Johann's, der eine Bewegung machte, als wolle er die Hand des Grafen ergreifen und an die Lippen drücken. Dieser erklärte mit einer ruhigen Verbeugung die Audienz für geschlossen.

Das gutmüthige Lächeln, mit dem er Helmberg betrachtete, schien zu sagen: Ich war Dir eine Genug-

thuung schuldig, unglücklicher Knabe, und Du sollst sie erhalten!

Die beiden Beamten gingen. Der Graf folgte ihnen mit den Blicken und schaute noch immer auf die Thür, nachdem sie sich längst hinter Helmberg geschlossen hatte.

Dann trat er ans Fenster.

Die Sonne war hinabgegangen hinter dem Park, dessen grüne Dämmerung dichter und räthselhaft zu den Bogenfenstern hereinschaute. Breite, wohlgepflegte Sandwege, ergraute Statuen und morsche Vasen unterbrachen da und dort das Meer von Blättern und Zweigen.

Der Graf schaute hinunter, ohne zu wissen, was er sah; eine Bewegung, wie er sie nie gekannt, zitterte über sein gutmüthiges Gesicht, und nachdenklich und mit ganz eigenthümlichem Ausdruck murmelte er vor sich hin: „Mein Bruder!“

---

## Zweites Kapitel.

### Modernes Mittelalter.

Johann Helmberg war an der Seite des Stallmeisters nach dem Hofe zurückgekehrt. Die Bereiter waren nicht mehr anwesend, sondern hatten sich zum Abenddienst in die Stallungen zurückgezogen.

Auch Niederhuber und Johann Helmberg folgten ihnen dahin.

Diese Ställe mit den Marmorsäulen und polirten Barren, den blanken Heuraufen und der am Rande zierlich geflochtenen goldgelben Streu, den vielen Thieren der edelsten Rassen, die stampfend und schnaubend ihres Futters harren, den kräftigen Leuten in den blau und weiß gestreiften Stalljacken, welche sich schweigend um sie beschäftigten, und den Bereitern und Stalloffizieren, welche prüfend, hier und da einen leisen

Tadel aussprechend oder einen ruhigen Befehl gebend, langsam auf und nieder wandelten, das Alles bot zusammen ein lebendiges Bild nicht ohne alle Anmuth.

Auch Helmberg, welcher bisher bleich und von den Vorgängen der letzten Stunden sichtlich noch tief erregt einhergeschritten war, empfand etwas von dem Reiz, den der Umgang mit einem der edelsten Thiere der Schöpfung auf jugendliche Gemüther ganz unleugbar besitzt.

Militärisch grüßend blieb er vor seinem Vorgesetzten stehen, um sich zu verabschieden und nach der ihm zugetheilten Stallabtheilung zu eilen.

Niederhuber, der bis jetzt geschwiegen, sah ihn mit einem lauernden Blicke an.

„Wohin wollen Sie?“

„Nach meiner Abtheilung!“ war Johann's ruhige Antwort.

„Sie haben keine Abtheilung mehr! Sie sind zum Dienst bei dem Oberststallmeister befohlen; Sie stehen nicht mehr unter meinem Commando!“

Johann sah darin nur wieder eine Absicht, ihm Verlegenheiten zu bereiten und seine Stellung zu einer unhaltbaren zu machen, und entgegnete:

„Da ich aber unter Ihrem Befehl Sultan reiten soll —“

„Unter meinem Befehl?“ rief Niederhuber mit geheucheltem Erstaunen. „Ich habe nichts damit zu thun, wie Sie Sultan dressiren. Das Pferd ist Ihnen von Excellenz zugetheilt — ich werde ihm Futter geben und es puzen lassen; das Uebrige ist Ihre Sache. Ich werde mich täglich um neun Uhr bei Ihnen einfinden, um Rapport zu erstatten, und werde überhaupt jede Meldung an Sie machen. Excellenz Oberststallmeister will ja bloß den Herrn Bereiter bei sich sehen. Das ist nach dem Reglement zwar nicht ganz in der Ordnung, aber es ist ja natürlich, daß Excellenz gegen einen so nahen Verwandten —“

Das zornige Gesicht, die fast aus den Höhlen tretenden Augen des jungen Bereiters, sowie die in seiner Hand zuckende Peitsche ließen den Stallmeister seine Rede nicht vollenden, und die brutalen Worte, mit denen er ihm den Rücken wandte, suchten vergeblich die Furcht zu verhüllen, die bei der drohenden Haltung seines Untergebenen Niederhuber's Wangen das Ansehen einer welken Citrone gab.

„Machen Sie, was Sie wollen! Reiten Sie den Sultan oder nicht, Sie sind allein dafür verantwortlich! Wir wollen sehen, was daraus wird; lange soll die Herrlichkeit nicht dauern!“

Johann Helmberg stand einen Augenblick in tiefer

Rathlosigkeit; dann blickte es freudig auf in seinen Zügen. Es gab ja doch einen Menschen, der ihm wohlwollte und der die Macht hatte, ihn zu schützen — sein Bruder.

Unter gewöhnlichen Verhältnissen war es nicht Sitte, daß die königlichen Pferde noch nach dem Abendstall von ihren Abrichtern geritten wurden. Es bedurfte dazu einer besondern Erlaubniß — Johann Helmberg wollte den Stallmeister beim Worte nehmen. Vor diesem Menschen durfte er nicht schüchtern erscheinen. Ruhig trat er an den Stand, wo der Berberhengst eben mit den rosenfarbenen schnaubenden Rüstern den letzten Rest des duftenden Heus herunterholte, das zwischen den glänzenden Metallstäben der Kause herabhing.

So mit dem hochehobenen Kopf, den zurückgelegten Ohren, den gutmüthigen großen Augen und den scharrenden Beinen war Sultan ein edles herrliches Thier, und es war verzeihlich, daß ein so junges Gemüth wie das Johann's einen Augenblick alles Andere vergaß in diesem Anblick und ihm mit der Hand kosend über den Rücken strich. Tief bog der Eisenschimmel das Kreuz ein bei dieser Berührung, weit vorstemten sich die Füße und in hohem Bogen wallte der reiche Schweif. Der graziöse Hals des Thieres

bog sich nach rückwärts und neckisch suchten die blaßrothen Lippen den Bereiter zu erreichen.

„Wo ist Christian?“ fragte dieser, indem er sich nach dem alten Stallwärter umwandte, der wohlgefällig zusah. Dieser machte ein sehr verlegenes Gesicht, als theile er seinem jungen Vorgesetzten ungerne eine peinliche Nachricht mit.

„Nun?“

„Da Sie's denn durchaus wissen wollen, Herr Baron, der Herr Stallmeister Niederhuber hat den Christian vorhin, gerade als er in den Stall trat, mit groben Worten fortgeschickt; es sei gegen das Reglement, daß sich Privatdiener in den königlichen Ställen herumtreiben, der Herr Baron seien auch nicht mehr wie die Andern — weniger vielleicht; und als der Christian sagte, daß er seinen jungen Herrn Baron nicht beleidigen lasse, hat der Stallmeister gesagt, Sie seien gar kein Baron, sondern nur so ein wilder, wie ja der Holzapfel auch ein Apfel sei, aber doch auf keinen ordentlichen Tisch komme, sondern —“

„Sondern?“ fragte Helmberg sehr blaß und ruhig, und aller Jugendmuth war aus seinem Gesicht verschwunden.

„In den Schweinetrog!“ vollendete der geschwägige Alte, daß Helmberg zusammenzuckte. „Das

dürfen Sie sich nicht gefallen lassen, Herr Baron! Als ob Sie nicht auch der Sohn von einem Baron und einer Gräfin wären.“

Helmberg antwortete nicht. Er blickte nach den hoch gelegenen flachen Bogenfenstern des Stalles; es war wohl noch zwei Stunden lang Tag.

Dann nahm er den Schulsattel aus weißem gestepptem Hirschleder von seinem Ständer und legte ihn Sultan auf den Rücken, der sich in erwartungsvoller Freude bewegte.

„Bring eine von den großen Reitschulpistolen und blinde Patronen für sechs Schüsse!“ gebot Helmberg. Der Stallwärter blieb stehen.

„Auf der Reitschule ist es nach Sonnenuntergang fast dunkel, und dann wird sich Sultan vor dem Schießen noch mehr fürchten“, meinte der Stallwärter.

„Ich werde im Freien schießen; bring' die Pistole!“ gebot Johann Helmberg ernst, aber gütig, und kopfschüttelnd ging der Alte.

Als er wiederkam, war Sultan durch den Bereiter schon vollständig gesattelt und gezäumt und stand mit dem Kopf auswärts an den Zügeln befestigt zwischen den Standsäulen.

Ein paar Stallwärter hatten ihm das Satteln abnehmen wollen, allein ihre Dienste waren zurückge-

wiesen worden. Helmberg's bitteres Lächeln schien sagen zu wollen: Ich bin ja auch nichts Besseres als die Andern.

In einiger Entfernung stand beobachtend der Stallmeister Niederhuber. Ein schadenfrohes Lächeln flog über seine Züge, als er Helmberg Vorbereitungen treffen sah, noch zu vorgerückter Zeit mit Sultan abzureiten. Je auffallender und unüberlegter der junge Mann handelte, desto näher war er seinem Fall — das ungefähr lag in den Zügen des Stallmeisters, als Helmberg, nachdem er die Pistole am Sattel befestigt hatte, das feurige Roß des Königs bestieg und durch das Stallthor ritt. Helmberg fühlte, daß ihm alle seine Collegen nachsahen, auch hielt er es für geeigneter, die erste Hitze des edlen Renners vertoben zu lassen, ehe er ernstere Anforderungen an denselben stellte. In gestrecktem Galopp jagte er daher über den Hof und bog in das Thor ein, durch welches das grüne Dunkel des Parks geheimnißvoll hereinsah.

Es war ein eigenthümliches Bild, die zierlich gedrungene Gestalt Johann's auf dem edlen und zugleich gewaltigen Thiere, welches man für den hochgewachsenen jugendlichen König bestimmt hatte, und das der kleine Reiter dennoch mit vollendeter Meisterschaft regierte. In langem gleichmäßigem Sprung jagte der

Berberhengst durch die breiten, von uralten Bäumen umsäumten Wege des Parks. Rechts und links öffneten sich von Zeit zu Zeit schmalere Gänge in dem dichten Gebüsch und verdämmerten rasch wieder in den tieferen Schatten des Spätnachmittags.

An einsamen Rondels flog er vorüber, von verschnittenen Hecken labyrinthisch umgeben, dann wieder schaute eine einsame Gärtnerwohnung lieblich zwischen Gewächshäusern und Blumenbeeten hervor.

Jetzt ward es frei und offen vor dem Blick, grüne Wiesen tauchten auf — ein See, ruhig glänzend, wie geschliffenes Metall, des Himmels sanfte Abendbläue spiegelnd. Ein Schwanenhaus auf Tropfsteinfelsen drin, und ernste Schwäne zogen ihre Kreise. Grüne, heimlich süße Waldesdämmerung ringsum, und dort am andern Ufer steht ein Pavillon, wie aus dem Garten von Versailles hierher versetzt.

Das Schloßchen war bewohnt. Johann Helmberg kannte es wohl. Der Oberceremonienmeister Graf von Tegernheim wohnte darin mit seiner Familie, so oft die Anwesenheit des Königs es nöthig machte, daß der Graf die Residenz verließ.

Anderer hohe Hofchargen pflegten dem unverheiratheten König allein zu folgen und ihre Familien in der Residenz zu lassen. Allein Graf Tegernheim that

das nicht. So unentbehrlich er dem Hofe war, so unentbehrlich war ihm selbst sein Hof: seine Familie.

Er war sehr klug und manchmal sogar geistreich, er brauchte Menschen, die ihm zuhörten und ihn bewunderten, und ein pflichtgeduldiges, stets bereites Auditorium fand er bei der Sterilität der Hofkreise bloß in seiner Familie.

Johann Helmberg wußte, daß der redselige Graf Tegernheim mit seiner Frau und Comtesse Ernestine in jenem Pavillon über dem See wohnte; aber eine neue Erscheinung lenkte ihn von seinen eigenen trüben Gedanken ab.

Vor der Schnörkeltreppe des Pavillons stand ein kleiner, mit vier schwarzen Ponies bespannter Korbwagen. Ein winziger Jockey in rother silberbordirter Livree hatte alle Hände voll zu thun, die kleinen ungeduldigen Pferde in Ordnung zu halten. Weder der Graf, noch die Gräfin, noch Comtesse Ernestine waren je in einem ähnlichen Wagen gefahren.

Johann Helmberg mußte nicht zwanzig Jahre alt und Pferdeenthusiast gewesen sein, wenn er nicht den Umweg um den Teich gemacht hätte, um die niedlichen zottigen Thierchen und das kleine Fuhrwerk näher zu betrachten.

Da trat aus einem der schmalen Wege, die vom

Schloß herführten, ein hoher schlanker Herr. Derselbe war etwa zweiunddreißig Jahre alt, trug Civillleidung und hatte auf den ersten Anblick das Aussehen eines Hofmannes oder höheren Militärs. Seine Bewegungen waren sicher; eine überlegene, fast spöttische Ruhe lag in seinem abgespannten Gesicht, welches fast allein durch das dunkle Haar, die schwarzen Augen und den weit am Kinn herabreichenden Schnurrbart etwas Leben erhielt, übrigens ein Gesicht, das man hätte schön nennen können, wenn seine fahle Blässe und blasirte Unbeweglichkeit nicht unwillkürlich einen fatalen und fremdartigen Eindruck hervorgerufen hätten.

Die Kreuzung der Wege brachte es mit sich, daß der Fußgänger einen Augenblick warten mußte, um den Reiter vorüber zu lassen.

Er that das, wie der moderne Aristokrat, den Zufall oder Laune unter das Publikum der Trottoirs führt, nicht die fragliche Unterordnung des Plebejers ertrogt, sondern steif und ruhig wartet, bis der Mann vorüber ist, um vor der unzukömmlichen Berührung sich zu sichern.

Der kurze Galopp, in dem Johann Helmberg an dem Herrn vorüberflog, war nicht rasch genug, daß des Bereiters Auge nicht einen Moment lang voll auf

der hohen feinen Gestalt hätte ruhen können. Das vom raschen Ritt erhitzte Gesicht des Jünglings wurde bleicher, als da ihn Niederhuber zu dem Besuch bei dem Oberststallmeister zwang.

Den Oberststallmeister hatte er nie zuvor gesehen, aber sein Gesicht und Benehmen hatten alle Befangenheit schwinden gemacht, und er gedachte des hochgestellten Bruders nur noch mit dem Gefühle grenzenloser Hingebung. Den Mann, dessen Antlitz er jetzt, umrahmt von den dichten Hecken des Parkweges, vor sich sah, mit demonstrativer Ruhe und Gleichgültigkeit wartend, bis kein Stäubchen, aufgewirbelt von den Hufen des vorübereilenden Pferdes, seinen eleganten Gesellschaftsanzug mehr erreichen konnte, diesen Mann kannte er; er hatte ihn nur einmal gesehen, und dennoch war sein Bild in des Jünglings Erinnerung eingegraben; dieser Mann war es, der ihn und seine Mutter gleich Heimatlosen und Verbrechern aus dem Hause seines greisen Vaters fortgetrieben, der Richter und Schergen aufgeboden hatte gegen Vater und Bruder!

Mit unauslöschlichen Farben hatte sich das Bild von damals in Johann's Seele gebrannt: seine bleiche Mutter mit den feinen stolzen Zügen, um deren schmale Lippen stumme Worte des bittersten Wehs

zuckten; der alte Freiherr mit den blauen blihen-  
den Augen und dem weißen Bart, der mit zitternder  
Faust an seiner Linken nach dem Schwerte suchte, das  
er schon vor Jahrzehnten für immer niedergelegt;  
der halb verlegene und doch wichtig thurende Commis-  
sar in Amtskleidung, der die Entscheidung Seiner Ma-  
jestät vorlas, welche dahin lautete: daß die ver-  
wittwete Gräfin Helmberg und ihr unmündiger ille-  
gitimer Sohn Johann Helmberg binnen vierund-  
zwanzig Stunden Schloß Tondern zu verlassen und  
sich zu fernerm Aufenthalt in ihrer Heimat, der  
Haupt- und Residenzstadt \* \* \*, bei den dortigen  
Behörden zu melden hätten. Da trat der ehr-  
würdige Kaplan des Schlosses vor, sein gutmüthi-  
ges Kindergeſicht drückte tiefe Entrüstung aus, seine  
weißen Haare sträubten sich, die schwarzen Augen-  
brauen, die dem alten Gesicht etwas ſeltsam Lebendi-  
ges gaben, zuckten, und er rief den Zorn Gottes  
herab über die Gewaltthätigen, die zu trennen suchten,  
was Gott selbst durch eins seiner heiligen Sacramente  
zusammengegeben.

Darauf zog der Commissar ein anderes Schrei-  
ben hervor, in welchem die Ehe des Freiherrn von  
Tondern mit der verwittweten Gräfin Helmberg für  
ungültig erklärt und der Priester, der die Einsegnung

ohne landesherrliche Erlaubniß vollzogen, seines Amtes entsetzt wurde, da es erwiesen sei, daß schon zu Lebzeiten seiner nunmehr verstorbenen Ehefrau der Freiherr von Tondern mit der verwittweten Gräfin Helmburg ein sträfliches Verhältniß unterhalten habe. Ein solches Verhältniß aber mache nach den Gesetzen der katholischen Kirche eine spätere Eheschließung unmöglich und der trauende Priester habe daher gegen Amt und Gewissen gehandelt, als er die Einsegnung vorgenommen. Und mit einer Verbeugung und ehrfurchtsleiser Stimme las der Beamte am Schluß des Actenstückes den Namen der höchsten Instanz, des regierenden Königs.

Der alte Freiherr war wie ein verwundeter Löwe zusammengezuckt, als das königliche Rescript die Ehre der Frau vernichtete, die wortlos mit stolzer, reiner Stirn neben ihm stand und die Hand ihres Sohnes immer heftiger preßte. Dann hob der ritterliche Greis, seiner nicht mehr mächtig, die zitternde Rechte und machte ein paar hastige Schritte gegen den Mann, der mit dem Commissar erschienen war und der mit düsterem Lächeln und dem Blick eines Verdammten dem herzbrechenden Schauspiel zusah.

„Du bist der Bastard, Du!“ schrie der Freiherr. Kaum röthete sich das gelblich blasse Antlitz des

jungen Mannes, und mit ruhiger, klangloser Stimme sagte er: „Ich bin der Freiherr Angelo von Tondern auf Tondern, der einzige legitime Sohn des Freiherrn Hermann von Tondern nach der eben verlesenen Entscheidung Seiner Majestät!“

Der Arm des Freiherrn sank herab und er neigte das vor Zorn zuckende Antlitz.

„Seiner Majestät!“ sagte er halblaut. „Ich bin kein Rebell, um mich den Befehlen Seiner Majestät zu widersetzen, aber es war nicht gütig, zu zerreißen, was sein weiser Vater geduldet hatte, der mich seinen Freund nannte; es war nicht gütig von meinem jungen allergnädigsten Herrn, eine glückliche Familie zu zerstören.“

„Es bleibt Ihnen ja unbenommen, durch eine Immediateingabe an Seine Majestät um Aufschub oder Milderung der allerhöchsten Entschliebung nachzujuchen.“

Da wurde das Antlitz des Freiherrn purpurroth und er warf den Kopf in den Nacken.

„Ich danke Ihnen mein Herr!“ sagte er mit stolzer, höflicher Zurückweisung. „Ich werde mich nicht dem Ausspruch meines Landesherrn widersetzen, ich werde nicht rebelliren gegen den allerhöchsten Befehl.“

den ein unnatürliches Kind gegen sein eigenes Blut zu Hülfe gerufen hat, aber um Gnade bitten — nein! Der königliche Ausspruch verurtheilt mich und diejenigen, die ich auf Erden am liebsten habe, zur Schmach; die königliche Gnade kann uns die Ehre nicht wiedergeben.“

Hermann von Tondern wandte sich in heftiger Bewegung an die hohe bleiche Frau an seiner Seite, die erstarrt und thränenlos der Scene beigewohnt, und ergriff ihre Hand.

„Mein Weib, Du hast es gehört, was sie sagen, daß das Band, welches uns zwanzig Jahre lang vereinigte, zerrissen sei, daß es ein Verbrechen war, wie wir diese lange Zeit treu und redlich zusammenhielten, wie selten zwei Menschen. Ein Jüngling, der gestern den Thron bestiegen, entscheidet mit einem Federzuge eine Frage, welche seinem Vater, meinem erlauchten Freunde, manche Stunde der Sorge bereitet. Wie dem auch sei, wir müssen gehorchen; sie können uns von einander scheiden; aber zur Unehre können sie uns nicht verdammen, solange wir selber uns nicht untreu werden, Clotilde!“

Und der Freiherr, unfähig, den immer heftiger werdenden Stößen seiner eigenen Brust zu widerstehen, neigte das Haupt nieder zur Schulter der Gattin und

suchte mit der bebenden Hand das blonde lockige Haupt des Knaben.

Dann hörte der blonde Knabe die sanfte Stimme seiner Mutter, die ruhig und ohne zu beben zu ihm niederklang.

„Ich kenne keine andern Befehle als Deine, Hermann! Von dem Tage an, da Du mich aus den Händen des Wahnsinnigen befreitest, den Gottes und meiner Eltern Wille mir zum Gatten und Herrn gegeben, ist meine Seele Dein volles unbeschränktes Eigenthum! Verfüge über mich und Deinen Sohn, befehl, was ich thun soll; ich werde Dich nicht um Gründe fragen, ich werde ohne Klage Alles für Dich erdulden — selbst die Trennung von Dir!“

Die beiden hohen Gestalten lehnten aneinander, stolz und rein und edel, als wollten sie zusammenstehen für eine Ewigkeit.

Und der Knabe, dessen Hand die Mutter preßte und in dessen blonden Locken die kalten zitternden Finger des Vaters wühlten, war Johann Helmberg, den man bis zu jenem Tage den jungen Freiherrn Hans von Tondern genannt hatte.

Und jener Mann, den schon damals die Phantasie des Knaben als den Urheber aller Schrecken ansah, die er erst nach und nach zu fassen vermochte,

trat ihm heute nach sechs Jahren zum ersten Male wieder aus jenem Parkweg entgegen mit der blasirten Ruhe von damals, mit demselben gelangweilten Spott um die etwas volleren Lippen — nur älter und ernster war er geworden. Und Johann Helmberg dachte an seine angebetete Mutter, die in einer stillen Straße der Residenz in nonnenhafter Zurückgezogenheit ihr einförmiges Leben führte, und an den gebeugten Greis, der sie in langen Zwischenräumen in ihrer Verborgenheit besuchte und sich seinen Vater nannte. Er dachte an das hohe, weithin sichtbare Schloß, das sie hatten verlassen müssen, und den herrlichen grünen Wald, in dem es lag, an all die Diener, die ihn ihren jungen Herrn genannt, während jetzt —

Johann Helmberg's weiße Zähne knirschten, er war im Begriff, das Pferd zu wenden, und unwillkürlich suchten seine Hände nach der mitgenommenen Pistole.

Auch das Antlitz des Freiherrn Angelo von Tondern verlor etwas von seiner Ruhe; seine Augen schlossen sich halb, wie um die Züge des Vorüberreitenden besser zu erkennen.

In diesem Augenblick machte das edle Thier einen mächtigen Sprung zur Seite, bis fast an den Rand des Teiches, daß die Schwäne zischend die schneeigen

Flügel hoben: in vollster Carrière kamen die vier zotigen Ponies angebraust; zwei Damen saßen in dem kleinen Wagen, von denen Johann Helmberg nur die eine kannte — es war die gefeiertste Dame des Hofes, Gräfin Ernestine von Tegernheim. Ihr zur Seite, kaum bis an die schmalen, schön abfallenden Schultern der Gräfin reichend, saß, die Zügel der vier Pferdchen fest und sicher in der Linken, die lange ungarische Peitsche mit rother Schnur in der Rechten, ein kleines, wunderliebliches Geschöpf von kaum sechzehn Jahren. Das feine, ovale Gesichtchen war lebhaft gefärbt, die braunen Augen blitzten vor Munterkeit, und dann und wann kam ein die Pferde anfeuernder Zuruf hell und übermüthig zwischen den rothen Lippen und den schimmernden Zähnen hervor. Bei jedem solchen Ruf reckte der kleine Jockey, der auf dem Hinteritz mit gekreuzten Armen saß, den dünnen Hals in die Höhe, die Ponies legten die Ohren zurück und rannten noch unsinniger, und Gräfin Ernestinens Mundwinkel zogen sich ein wenig tiefer herab, als sei das laute übermüthige Treiben, von dem sie körperlich mit fortgerissen wurde, etwas ihrer ernstern, gemessenen Gemüthsart nicht ganz Zusagendes, als sei sie jedoch zu apathisch, um selbst der tollen Fahrt ein Ende zu machen.

Im Fluge ging es zwischen Tondern und Helmberg hindurch. Tondern zog elegant den Hut und blieb achtungsvoll stehen.

Gräfin Ernestine dankte mit einem leichten Kopfsneigen, der mißvergnügte Zug um die Mundwinkel wurde schärfer; sie glaubte das feine Lächeln verstanden zu haben, mit welchem Tondern das jugendliche Treiben beobachtet hatte; sie fühlte sich gedemüthigt und überblickt, und fast befehlend legte sie die Hand auf den Arm ihrer jüngeren Gefährtin.

„Es ist jetzt genug des Uebermuthes, Eva! Wir sind nicht mehr zwölf Jahre alt und befinden uns nicht auf Euern Gütern in Böhmen, sondern im Schloßgarten zu Fels.“

Die Verantwortlichkeit für die Glieder der ihr Anvertrauten hatte Eva indeß Zeit genug gelassen, um sich Herrn Johann Helmberg sehr genau zu betrachten, welcher die größte Mühe hatte, sein erschrecktes Thier zu beruhigen, das ihn immer näher an den Rand des Wassers brachte. Auch er wäre wohl früher wieder vollständig Herr seines Pferdes geworden, wenn er nicht mit weit offenen Augen noch immer in die Staubwolke gestarrt hätte, die das fortsausende Biergespann zwischen ihm und dem Freiherrn von Tondern zurückgelassen hatte.

Eva hatte fast erschreckt emporgeschaut, als sie die Hand Ernestinens auf ihrem Arm gefühlt und ihre strengen Worte vernommen. Ihr Gesichtsausdruck war plötzlich ein ganz anderer, fast trauriger; rasch zügelte sie ihre Pferde zu einem mäßigen Trab und sagte dann:

„Ja, Du hast Recht, Ernestine, vier Jahre ist eine lange Zeit — man kann recht alt werden in-  
dessen.“

Gräfin Ernestine schwieg und schaute kalt und trübe zu der Straße nieder, auf der die Ponies nun langsam dahintrabten. Es schien auch ihr, als könne man in vier Jahren sehr alt werden.

Als die Staubwolke sich verzogen hatte, die Johann Helmberg von dem Freiherrn Angelo von Tondon trennte, war der letztere verschwunden. Er war auf demselben Wege zurückgekehrt, nachdem er Ernestinen, der sein Besuch hatte gelten sollen, begegnet war. Dem Grafen Tegernheim Gelegenheit zu einer geistreichen Stilübung zu geben, hatte er keine Lust, und die Gräfin war ihm unheimlich; ihm war, wenn sie die kalten grauen Augen auf ihn richtete, als durchschaue sie ihn bis in die Tiefen seiner Seele.

Wie hilflos wandte er sich dann oft von ihren harten, steinernen Zügen zu dem belebten Mie-

nenspiel ihres Gemahls, um bei dessen geistreicher  
Absichtslosigkeit das Frösteln zu überwinden, das ihn  
in der Gesellschaft der Frau von Tegernheim stets  
überlief.

### Drittes Kapitel.

#### Das Lumpenhäufel.

Dieser Name stammte noch aus der Zeit, wo Schmuggler- und Diebsbanden in den Grenzgegenden südlich von der Residenz ihr von der vorschreitenden Macht der gesetzlichen Ordnung noch nicht eingedämmtes freies Handwerk trieben, aus einer Zeit, wo undurchdringliche Forsten sich meilenweit landeinwärts und bis an den See erstreckten, nur unterbrochen von kleinen Dörfern, deren armselige Bewohner sich nicht träumen ließen, daß an dem Gestade, wo sie in ausgehöhlten Eichenstämmen ihrem Fischfang nachgingen, einst ein königliches Lustschloß seine Zinnen und Flaggen hoch in die laue Sommerluft erheben werde.

Und dennoch hatte das Wirthshaus am Rande des Parks, da wo dieser in die noch immer ansehn-

lichen Wälder der Umgegend einmündete, seinen Namen behalten, trotzdem schon längst „Gasthof zum Bären“ in goldenen Lettern über der Hausthür prangte. Die Schmuggler- und Diebsbanden früherer Jahrhunderte gehörten freilich der Ueberlieferung an, dafür aber bot das Lumpenhäusel seit Jahrzehnten den leichtlebigen Elementen des königlichen Haushaltes einen willkommenen, der directen Beobachtung ihrer Oberen entzogenen Tummelplatz. Dazu gesellten sich die weniger an die Hausordnung der Sommerresidenz gebundene Dienerschaft des königlichen Gefolges, der Hofchargen und Cavaliere, die Jäger und Lakaien einiger benachbarten hochadeligen Güter; und auch einige Privatförster, Dekonomen und reichere Bauern erfuhren Duldung, wenn sie ihre Silberzwanziger und Gulden auf der immer belebten Regalbahn opferten.

In den letzten Tagen war die Regalbahn besonders besucht gewesen. Mehrere Hofchargen und Cavaliere der Nachbarschaft waren angelangt und hatten im königlichen Schloß oder in den Villen ringsum Quartier genommen, und aus deren unbeschäftigter Dienerschaft rekrutirten sich die Gäste im Lumpenhäusel stets aufs neue.

So tönte auch an dem Abende, da Johann Helmburg das Pferd des Königs nach den entlegeneren

Theilen des Parkes ritt, um es an das Schießen zu gewöhnen, das dumpfe Rollen der Kugeln, das helle Geklapper der fallenden Regel, das wüste Geschrei der erregten Spieler weithin durch die uralten Stämme des Waldes, der sich von den Grenzen des königlichen Parkes noch immer weit landeinwärts ausbreitete.

In dichten Reihen standen sie da um das Trittbret der Regelpbahn versammelt und traten der Reihe nach vor, um ihre Kugel abzugeben.

Zuerst kam ein glattrasirter behäbiger Sakai mit weißen Strümpfen und glänzendem, selbstzufriedenem Antlitz, als sei er keinen Augenblick in Zweifel, welche Ehre er der Gesellschaft anthue, indem er an ihrem Spiele Theil nehme; er wählte langsam die Münze in dem langen seidenen Beutel und warf sie zu den übrigen, die nach Spiel- und Landesfittte auf dem hölzernen Trittbret umherlagen. Dann suchte er sich umständlich die Kugel aus, die seiner Hand am besten paßte, wog sie sorgfältig auf und ab, ließ sich dann beim Wurf ins Knie und verharrte schließlich mit vorgebeugtem Leibe, bis das Klappern der Regeln bewies, daß die Kugel an ihrem Ziele angelangt sei.

„Ein Schuster!“ rief der Regeljunge herein, zum Zeichen, daß der Sakai drei Regel in Form eines Dreiecks niedergelegt habe.

Der Lakai zuckte die Achseln und ging zurück, als sei dieser plebejische Zuruf einer weiteren Aufmerksamkeit nicht zu würdigen, und auf den Kampfplatz trat ein langer herrschaftlicher Jäger in einem Stutzfrack, grau mit Grün, die schmal zulaufende Interimsmütze mit der Spielhahnfeder fest über dem renommistischen backenbärtigen Gesicht. Weithin flog die Kugel, von dem kräftigen Arm des Jägers geschleudert, zahlreich rasselten die fallenden Regel.

„Sieben!“ ertönte die jugendliche Stimme von draußen.

Der lange Leibjäger schob die Mütze noch mehr aufs Ohr und blieb auf dem Platz, als wolle er den sehen, der sich erdreiste, noch mehr zu schießen.

Da taumelte ein Bursche in den Vordergrund, den der niedere schwarze Castorhut mit den goldenen Troddeln, die Sammtjacke mit den blanken Silberzwanzigern statt der Knöpfe und die glänzenden, bis ans Knie reichenden Stiefeln als einen Bauerssohn aus der Umgegend kennzeichneten.

Bergeblich suchte der Bursche in dem grünen Lederbeutel nach Geld; auch seine Taschen beherbergten kein Silberstück mehr, und rathlos stand er einen Augenblick da und schaute in das höhnische Gesicht des Jägers, der die auf dem Boden verstreuten Einsätze

schon als sein rechtmäßiges Eigenthum zu betrachten schien.

Da drängte sich eben eine schlanke braune Dirne durch die Zuschauer, um die leeren Steinkrüge frisch zu füllen, die auf den rohbehauenen Gartentischen umherstanden. Der halb trunkene Bauer wandte sich nach ihr um.

„Kef'l, leih' mir 'n paar Zwanziger — morgen kriegst so viel Guld'n wieder.“

Das Mädchen schien willens, in die große Ledertasche zu greifen, welche ihr zum Zeichen ihrer Würde an der Seite hing, als ein bezeichnender Blick des Leibjägers sie traf. Ihre Hand blieb in der Tasche, sie sah den Burschen verächtlich an und sagte:

„Hab' kein Geld für Dich, Ruglersepp, denn morg'n weißt Du doch nix mehr von dem, was D' heut' g'sagt hast. Geh heim und leg' Dich nieder, das is Dir g'sunder.“

Trotz seines Kausches schnellte es dem Burschen den Kopf in die Höhe und er rief mit unsicherer, zorniger Stimme:

„Was? Dem Ruglersepp leiht man keinen Zwanziger mehr zum Spiel'n, wenn er schon ein Hunderter dran g'setzt hat? Hollah, saubere Kef'l, mit dem Heimgehn wird's noch nix — ausraub'n laßt sich

der Kuglersepp net, da hab'n wir auch noch Zwanziger.“

Und dabei riß der Bursche einen der Knöpfe von seinem Spenser, daß der Sammt in Fetzen herunterhing, und warf das Geldstück zu den andern.

„Hollah, Bub, aufgepaßt“, rief er, „der Sepp will seinen Hunderter wieder hab'n!“ Und die Kugel rollte hinaus, stieß sich aber wirkungslos an den Brettern der Umfassung.

„Sakra!“ knirschte der Kuglersepp und wandte sein hübsches Gesicht nach dem Leibjäger, „muß au noch eine Kug'l verleg'n. Was kost's, wenn ich nochmal schieb'n darf? Alles, was noch an meinem Janfer hängt, setz' ich!“

Der Leibjäger ließ prüfend die Blicke hinuntergleiten an den fünfzehn Silberknöpfen des Kuglersepp, dann sagte er mit hämischem Lächeln:

„Für die fünfzehn Zwanziger darfst noch mal schieb'n.“

Der Kuglersepp riß einen der Knöpfe um den andern herunter, daß große Stücke seiner Sammtjacke daran hängen blieben, und warf sie auf den lockern Breterboden.

„Aber jetzt paßt auf! Alle neune müssen's werd'n!“

Das Glück schien jedoch dem hübschen Bauerburschen für heute hartnäckig den Rücken zu kehren — kaum zwei Regel fielen.

Mit einem heiseren kurzen Lachen bückte sich der Jäger, um die verstreuten Silbermünzen aufzulesen. Der Kuglersepp biß bleich und verzweifelt an seinem Schnurrbart.

„Halt!“ rief da eine fecke, frische Stimme, und ein blonder hübscher Reitknecht mit gelben Kappenstiefeln, weißer Hirschlederhose, silbergrautuchener Jacke und roth und weiß gestreifter Weste drängte sich vor. „Schämt Ihr Euch net, einem 's Geld abzunehmen, der schon den ganzen Tag trinkt und kein'n Regel mehr vom andern unterscheid'n kann? Wenn Ihr ein' Schneid' habt, so laßt mich für den Kuglersepp eintret'n!“

Mit blöden Augen schaute der betrunkene Sepp auf den Sprecher.

„Ich hab' g'wonnen, ich mag nimmer!“ rief der lange Jäger.

Da trat der Reitknecht vor ihn hin und sah ihm mit jenem trozigen, übermüthigen Spott ins Gesicht, wie er mancherorten ein Erbtheil der süddeutschen Bauern ausmacht.

„Also mit ein'm, der kein' Rausch hat, trau'st Dir net, Grüner?“

Und dabei warf der stämmige Reitknecht einige Banknoten auf den Boden und trat mit dem besporn-ten Stiefel darauf, damit sie nicht wegflögen.

„No, gilt's, Grüner?“

Man konnte nicht wohl unterscheiden, ob es die vertrauliche Anspielung auf sein Dienstkleid war, oder die Furcht, das eben Gewonnene zu verlieren, was den Jäger zögern ließ, die angebotene Fortsetzung des Spiels zu acceptiren. Er sagte mürrisch und ablehnend:

„Ich spiel' mit Keinem, den ich net kenn'.“

„Ich bin herrschaftlicher Diener wie Du und noch dazu einer, der's net nöthig hat. Wenn ich hätt' daheim bleib'n woll'n und net die Welt sehn, ich lachet Euch alle aus. Mein Vater hat mehr Küh', als Deine Herrschaft vielleicht Ross' hat, net, Ruglersepp? Sag', kennst mich net, Sepp? Sind wir net aus einem Dorf?“

Der Ruglersepp nickte müde mit dem bierschweren Haupt.

„Mein' Hunderter möcht' ich wieder!“

„Sollst'n hab'n, wenn der da net 's Couragi verlor'n hat!“ sagte der Reitknecht und klopfte dem Burschen auf die Schulter. „Ich will nix von dem

Sündengeld; aber ich kann's net sehn, wenn sie einen so grad' ausraub'n!"

„So schieb'“, rief der Jäger aufgebracht. „Woll'n wir halt sehn, ob Du eine solche Kugel führst, wie Du 'n freches Maul hast. Aber nur ein'n Schub! Wenn Du mich net hinschiebst, ist das Spiel aus!“

„Ein'n Schub“, sagte der Reitknecht lächelnd, streifte mit der Linken den Armel seiner Jacke zurück und suchte sich am Ende der schrägen Rinne, wo die Kugeln herabrollend gegen ein dickes Lederpolster prallten, ein für seine Hand passendes Projectil aus.

Endlich hatte er ein solches gefunden, prüfte durch verschiedene Drehungen die Unzweideutigkeit seiner Rundung und ließ sich etwas in die Kniee.

„Noch 'n Guld'n extra?“ wandte er sich spöttisch zu dem Jäger.

„Meinetwegen!“ rief der letztere wüthend, auf dessen Antlitz die Furcht vor dem möglichen Verlust mit der ihm eigenen Renommisterei den widerwärtigsten Kampf führte.

Der Reitknecht legte die Kugel auf den Kopf und griff in die Tasche, um den gewetteten Gulden herauszuholen, dann nahm er sie wieder auf, zielte genau und warf. Weithin tönte das Poltern der Kugel, die Regel rasselten.

„Alle neune!“ erklang von drauſen die unreife Stimme des Aufſeizers.

Alles hatte ſich herzugedrängt. Die Geübteren hatten ſchon bei der Stellung und dem Auflegen des Reitknechts ſchnüffelnd die Nafen in die Luft geſtreckt; ſie waren der Kugel gefolgt, wie ſie in flachem Bogen den Eckegel ſtreifte und die übrigen gleichſam niederwühlte, und ein lautes „Ah!“ war der officiellen Ankündigung des Regelbuben vorausgeeilt.

Der Reitknecht begann indeß mit größter Gemüthsruhe die verſchiedenen Silbermünzen aufzuleſen, die um ihn herumlagen. Manchmal ſchielte er ſpöttiſch empor zu ſeinem beſiegten Rivalen, der gelb vor Aerger daneben ſtand und deſſen ziemlich gewöhnliches, aber nicht unſchönes Geſicht jetzt geradezu häßlich ausſah.

Die Wuth des „Grünen“ erreichte ihren Höhepunkt.

„Das iſt nicht mit rechten Dingen zugegangen!“ ſchrie er, indem er ſich zwiſchen die Geldſtücke ſtellte, um den Reitknecht am ferneren Aufleſen derſelben zu verhindern. „Ich hab’ noch nie alle neune auf einmal fallen ſehen auf der Bahn; der Regelbub’ war im Einverſtändniß — das war kein ehrlich Spiel!“

„Hollah!“ brauſte der Reitknecht auf und vergaß

den Silberregen zu seinen Füßen, „ich spiel' nicht für mich, sondern für den Sepp, unseres Nachbars Sohn. Ich hab' noch kein'n betrog'n, noch kein'n Regelbub'n abg'schmiert — das lass' ich mir net sag'n, Du Grünspecht!“

Die Art, wie sich der junge Reitknecht vor den Jäger stellte, hatte unleugbar etwas Händelsüchtiges, zugleich gewissermaßen etwas Unsicheres an sich; denn in den Klassen, welcher die beiden Streitenden angehörten, pflegte man den Vorwurf der Uebervortheilung im Spiel gewöhnlich nicht als eine tödtliche Beleidigung aufzufassen.

„Ja, wer bist Du denn eigentlich?“ fragte der Jäger, indem er sich in die Brust warf.

„Ich bin der Christian Wallauer aus Amsee“, schrie der Reitknecht; „mein Vater hat Haus und Hof und dem Sepp sein Vater ist unser Nachbar. Ich brauch't net z' dienen, wenn ich net wollt'. Gelt, Sepp?“

Der Ruglersepp, welcher aus der Lautheit der Stimmen schließen mochte, daß nun der Augenblick des Dreinschlagens gekommen sei, stellte sich wankend neben seinen Nachbarssohn.

Um den Jäger scharte sich die bunte Reihe seiner farbig gekleideten Genossen. Nur der dicke glänzende

Hoflakai glaubte es seiner Würde schuldig zu sein, sich demonstrativ zu entfernen, nachdem er noch vorher auf die Versicherung des Grünen, daß das Spiel nicht mit rechten Dingen zugegangen, seine sämtlichen Einsätze vom Boden genommen und eingesteckt hatte.

So standen sich die beiden Parteien kampfbereit gegenüber; der Kuglersepp hatte sich bereits eines leeren Kruges bemächtigt und schrie: „Mein' Hunderter will ich!“

„Wir sind herrschaftliche Diener, aber keine Bauern“, rief da der Jäger.

„Ich bin auch ein herrschaftlicher Diener“, replizierte der Christian Wallauer stolz, „so gut wie ein Anderer!“

„Hat einer von Euch schon was g'seh'n und g'hört von dem da?“ wandte sich der Jäger um.

Niemand kannte den Christian Wallauer von Amsee.

Dieser wurde blutroth im Gesicht und stampfte auf den Boden.

„Ich bin der Reitknecht des Herrn Baron von Helmberg!“

„Baron Helmberg?“ fragte der Jäger wieder. „Kennt Jemand von den Herrn Bedienten einen Baron

Helmberg? Ich bin mit meiner Herrschaft schon oft zum Oberstallmeister Grafen Helmberg gefahren. Der Herr Wallauer weiß, wie's scheint, nicht einmal, ob sein Herr Graf oder Baron ist."

Der Jäger lachte brutal und ein lautes Gelächter der Umstehenden folgte auf die Ungeheuerlichkeit, daß ein Reitknecht nicht wisse, ob sein Herr und Gebieter Graf oder Baron sei.

Der Bauerssohn und Reitknecht Christian Wallauer besaß sichtlich ein hohes Selbstgefühl und Zutrauen in die Würde seiner Herrschaft. Die allgemeine Munterkeit konnte ihn daher nur höchlichst aufbringen.

„Was ist da zu lachen?“ rief er. „Ich weiß wohl, was ich sage, und wenn mein Herr auch kein Baron Helmberg ist, so ist er doch ein Baron Tondern, wenigstens hat er früher so geheißen. Meines Vaters Aecker stoßen dicht an die Grenzen der Guts Herrschaft, und mein Vater hat es nie begreifen können, daß der junge Baron zwölf Jahre lang Herr von Tondern geheißen hat und dann plötzlich in Helmberg umgetauft worden ist.“

In diesem Augenblick schallten vom Park her einige Pistolenschüsse; der Grüne wandte sich gewohnheitsgemäß um. Dann ließ er einen langen Pfiff ertönen, als wisse er jetzt genug, warf sich in die Brust,

setzte die Mütze noch schief in die vollen borstigen Haare, stemmte die Fäuste in die Seiten und rief:

„Hui! Daher weht der Wind? Also bei dem Helmberg bist Du! Und den heißt Du Baron und noch dazu Baron von Tondern! Jetzt begreif ich Alles! Und ein solcher Mensch getraut sich mit ehrlichen adeligen Bedienten Regel zu spielen und sie noch dazu zu betrügen?“

„Du Lump!“ schrie Christian aufs Aeußerste gebracht und wollte vorstürzen. Die Refl als officieller Friedensengel hielt ihn an der Jacke zurück.

„Weißt Du, zu wem Du das sagst, Du Spitzbub?“ rief jetzt der lange Jäger und griff nach seinem Hirschfänger, der zwischen den Neben am Gartenzaun hing. „Ich bin der Jäger vom jungen Baron von Tondern, vom Freiherrn Angelo von Tondern, vom einzigen jungen Tondern, den's gibt. Alle Andern sind Lumpen und Erbschaftschleicher, Dein Herr und seine Mutter, und wenn der Alte sich noch rührt, so nimmt man ihm noch Alles und setzt ihn selber ins Loch, ihn und seine Zuhälterin, die saubere Gräfin, und Deinen Herrn, den jungen Baron, den —“

Der Jäger konnte nicht enden; zu gleicher Zeit, als ein neuer Pistolenschuß vom Park herüberklang, fiel Christian's Faust mit ihrer ganzen Wucht dem

langen Jäger ins Gesicht, und der Kuglersepp packte einen Silberdiener mit Schnallenschuhen und weißen Strümpfen am Halse und brüllte:

„Mein' Hunderter will ich!“

Der Grüne hatte mit wuthbleichem Gesicht und weit vortretenden Augen seinen Hirschfänger gezogen; Christian aber war ihm mit einem Satz an den Leib gesprungen und versuchte ihn zu Boden zu werfen; kürzer, aber stämmiger gebaut als sein Gegner, brachte er diesen auch zu Fall; der Grüne kam zu unterst zu liegen, aber er hielt seinen Gegner umklammert und suchte einen Arm frei zu bekommen, um von seiner entblößten Waffe, die er noch immer in der Faust hielt, Gebrauch zu machen. Die Freunde des Jägers benutzten diese Gelegenheit, sich am Kampfe zu betheiligen, und hieben mit Stühlen und Flaschen auf den taumelnden Kuglersepp und den auf seinem Gegner liegenden Christian los.

Dieser blutete bereits aus mehreren Kopfwunden; aber wie eine gute Dogge, die sich in ihr Opfer verbissen hat, hielt er den Gegner fest, und der Kuglersepp schnürte den Hals des Bedienten immer fester, daß derselbe blau im Gesichte wurde, und schrie:

„Mein' Hunderter will ich!“

Währenddessen erschienen über dem Gartenzaun,

der die Regelbahn von der Außenwelt schied, die beweglichen Ohren eines Pferdes und der Oberkörper eines jugendlichen Reiters.

Dem Jäger war es inzwischen mit Hülfe seiner Freunde und einer gewaltigen Anstrengung gelungen, auf die Füße zu kommen; erstere rissen ihn von Christian los und wuthschäumend erhob er die breite kurze Klinge über dem Haupte des Gegners.

„Jesus, Maria und Joseph!“ stammelte schreckensbleich der Christian, als er, durch sechs Fäuste von hinten gefaßt, die blanke Waffe über seinem Haupte sah.

Da hörte man ganz nahe das Schnauben eines Pferdes; der Eingang der Geißblattlaube, in der die gewaltthätige Scene spielte und die gegen die Regelbahn hin offen war, verdunkelte sich durch die Umrisse einer kleinen kräftigen Gestalt, flirrend fiel der Hirschfänger des Jägers zu Boden und er selbst sank in die Kniee, von dem Pistolenschaft des Bereiters Helmburg in das freche Gesicht getroffen.

Die erhobenen Stühle sanken herab, die Fäuste der Bedienten lösten sich von dem Ruglersepp, der noch immer nach seinem Hunderter schrie, und von Christian, der schnell auf die Füße sprang. Er wollte die Hand seines Herrn ergreifen; aber dieser wies mit einer

Strenge, die dem jugendlichen Gesicht seltsam stand, nach der Thür.

„Das hätte ich nicht erwartet, Christian, als ich auf das Geschrei näher ritt, daß ich Dich unter einer Bande betrunkenener Spieler raufend finden würde!“

„Und mir war's, als wär' mir der Erzengel Gabriel selber erschienen, wie ich Sie g'fehn hab', Herr Baron! Die hätten mich ganz g'wiß derschlag'n, wenn Sie net kommen wär'n.“

„Das wird Dir schon noch einmal begegnen bei Deiner Händelsucht, Christian“, sagte der Bereiter mit freundlichem Vorwurf; „der Zufall führt mich nicht immer zu Deiner Hülfe herbei.“

„O Herr Baron“, entgegnete Christian traurig und vorwurfsvoll, „meine meisten Händel hab' ich ja wegen Ihnen, weil die Leut' immer sag'n, Sie sind kein Baron, und ich weiß doch g'wiß, daß Sie einer g'wesen sind; und wenn man's einmal g'wesen is, hat mein Vater g'sagt, kann man auch net aufhören, einer zu sein, wenn man net g'stohl'n oder umbracht hat; nachher freilich wird einem der Baron g'nommen. Weil Sie aber net g'stohl'n oder umbracht hab'n —“

Johann Helmberg schwieg lange, und als er antwortete, war sein Gesicht nicht mehr das eines jungen Mannes, so bleich und trübe sah es aus

mit der gerunzelten Stirn und den herabgezogenen Lippen.

„Allerdings bin ich mir keines Verbrechens bewußt“, sagte er dann traurig, „aber dennoch sprechen die Leute die Wahrheit, Christian; ich bin kein Baron, und Du thust Unrecht, darüber Streit anzufangen.“

Christian schwieg erstaunt und mürrisch. Sie waren vor den Wirthsgarten getreten. Aus demselben herüber ertönte das wüste drohende Geschrei und Schimpfen der Zurückbleibenden, das sich nun gefahrlos an dem Ruglersepp zu entschädigen suchte.

Unter der Thür stand die Kestl, eine große, schlanke, schwarzhhaarige Dirne mit gelblich blasser Hautfarbe und von jenem knochigen, energischen Typus, wie man ihm unter den niederen Volksklassen Süddeutschlands häufig begegnet. Sie besah sich die Heraustretenden mehr aufmerksam als unbefangen mit ihren großen dunklen Augen und stellte sich feck vor den kleinen Bereiter.

„Also Ihr seid das jüngste Frücht'l des Herrn von Tondern? Das ist recht, daß ich Euch auch einmal zu G'sicht bekomme; g'hört hab' ich schon genug von Euch und der Frau Gräfin; und zug'schlag'n habt's, daß es grad' eine Freud' war. Ich kann die schneidigen Burschen leid'n.“

Johann Helmberg's blaßes Gesicht wurde mit dunkler Röthe übergossen, als ob der freche Blick der Dirne es körperlich verletzte.

„Armes Bürsch'l“, fuhr die Kes'l wie bedauernd fort, den Jüngling, dem sie halb den Weg versperrt hatte, nachdenklich betrachtend, „so 'n junges Blut und hat schon so viele Feind'!“

Es lag eine Art von zudringlicher Ueberlegenheit in dem Wesen der jungen, nicht reizlosen Dirne, daß Alles, was Johann Helmberg an keuschem Stolz und aristokratischer Zurückhaltung besaß, sich hoch in ihm aufbäumte. Der Jüngling betrachtete das fecke Gesicht mit kaltem, zurückweisendem Blick und sagte:

„Ich habe Euer Beileid nicht verlangt, und Ihr würdet mir einen Gefallen thun, wenn Ihr mich gehen ließt.“

„Hoho!“ lachte die Kellnerin geärgert und höh'nisch, „Ihr habt den rechten Ton! Euch hört man's an, daß Ihr einen adligen Vater und eine hochadlige Mutter habt. Aber es ist Keiner so gering, daß er nicht schaden oder nützen kann; vielleicht auch die Kes'l nicht; wenn man ihr ein gutes Wort gibt, so kann sie viel erzähl'n.“

„Ich bitte Euch nur um das Eine, daß Ihr uns gehen laßt“, wiederholte Johann Helmberg ernst und

ablehnend, da die hohe Gestalt Kes'l's mit in die Hüften gestemmt Armen noch immer den Ausgang versperrte.

Die Kes'l preßte die rothen Lippen zusammen bei dieser unzweideutigen Zurechtweisung und trat zur Seite.

„So, junger Herr! Also die Kes'l ist Ihnen zu schlecht, auch wenn ihr Vater zehn Jahr lang bei dem Herrn von Tondern Kammerdiener g'wes'n ist! Der Herr Baron hat ihn auf allen Reisen mitg'nommen, auch in Welschland, von wo der Herr Baron die Frau Baronin mitgebracht hat, die immer gesprochen hat wie die Dudelsackpfeifer, die oft mit allen möglichen ausländischen Viechern zu uns rauskommen. Ja, die Kes'l könnt' viel verzähl'n, was ihr der Vater g'sagt hat von der sonderbar'n Heirath. Mein Vater hat mir Alles anvertraut, bevor er g'storb'n ist. Mancher, den man Baron heißt, ist keiner und der Andre bleibt 'n elender Schlucker, weil er zu hochmüthig ist und seine guten Freund' net erkennt. Sie werden's mal bereun, junger Herr, daß Sie gegen die Kes'l so stolz g'wes'n sind; die Kes'l ist vielleicht die Einzigt', die Ihnen Ihren guten Namen wiedergeben kann.“

Aufs äußerste empört, seine Geschichte aus dem

Munde eines Schenk Mädchens wieder zu hören, schaffte sich Johann Helmberg energisch Bahn.

„Ich danke Euch! Wenn Ihr das wirklich könntet, ich würde darauf verzichten.“

Helmberg und Christian hatten das Freie gewonnen. Ein freches Lachen der Kestl schallte ihnen nach.

Ohne darauf zu achten, hatte sich der Bereiter rasch umgeblickt.

„Sultan — wo ist Sultan?“ rief er dann, und das glühende Roth, das die Bemerkungen der Kellnerin auf sein Antlitz gebracht, wich einer plötzlichen Todtenblässe. „Ich hatte die Zügel dort am Zaun befestigt“, fuhr er bestürzt fort, indem er, von Christian gefolgt, hastig den Rand des Grabens entlang ging.

„Da hängen sie noch!“ sagte der Reitknecht mit einem ganz verzweifelten Gesicht, indem er auf die abgerissenen Zügel zeigte, deren Enden noch immer um den Gartenzaun geschlungen waren.

Rathlos stand der junge Bereiter da. Der Rasen war von den Hufen des Pferdes zerstampft; durch das Abspringen seines Reiters und den ungewohnten Lärm erschreckt, hatte es sich gewaltsam losgerissen.

Helmberg's Lippen zuckten — Alles war nun aus! Mit den kühnsten Hoffnungen war er ausgeritten, und alles Schlimme, was ihm unterwegs be-

gegnete, hatte schon die Macht über seine Seele verloren, sobald es vorüber war: Sultan hatte nach den ersten Sprüngen kaum noch gezeit, wenn sein Reiter die schwere Pistole losgeschossen.

Die eigenthümlich demüthigende Lage, in welcher Helmberg sich befand, hatte seinen Ehrgeiz in Allem, was zu seinem Beruf gehörte, aufs höchste gesteigert; er hatte, nachdem er seine Prophezeiungen wahr gemacht, das edle Thier, das er ritt, mit Zärtlichkeit geliebt, und stolze Träume wachten in ihm auf, in denen er seine Mutter und sich aus eigener Kraft wieder zu Ehren brachte; und sonderbarer Weise mischte sich in diese Träume immer wieder das Bild des jungen Mädchens mit den flatternden braunen Locken, vor deren wild dahinbrausendem Biergespann Sultan fast in den Schwanenteich gesprungen wäre. Mit der Flucht des Pferdes, das wahrscheinlich Schaden genommen und im günstigsten Falle aufgefangen und, an seinem Schulsattel kenntlich, in den königlichen Marstall abgeliefert wurde, zerfloß das Alles in endlose Schmach.

Niemand würde ihm die seltsame Geschichte glauben, und wenn auch — konnte er sie erzählen? Er mußte es ruhig auf sich nehmen, für einen nichtsnutzigen Prahlhans zu gelten, und sein edelmüthiger

neugewonnener Bruder mußte ihn fallen lassen, rascher, als er ihn emporgehoben.

Christian unterbrach diesen traurigen Gedankengang, indem er aus den Hufspuren auf der Wiese schloß, daß Sultan seinen Weg gegen den Park hin genommen habe.

Schweigend setzten sich die beiden in Bewegung. Der Park war bald erreicht; die Spuren Sultan's endeten an der Fahrstraße unter hundert andern. Jetzt hieß es aufs Gerathewohl eine Richtung einschlagen.

Christian schloß sehr richtig weiter, daß das Pferd instinktmäßig seinem Stalle sich zugewendet habe.

An Allem verzweifelnd, ging Johann Helmberg vorwärts. Er kam sich vor wie ein Feigling, der in der Schlacht schmählich Reißaus genommen und nun zur Schmach, von den Kameraden verhöhnt, neben der Colonne im Staub der Straße gehen muß.

Der Abend brach herein; in der Allee wurde es immer dunkler und damit vermehrte sich die Hoffnungslosigkeit der Verfolgung, wenn Sultan nicht zu seinem Stall zurückgekehrt war, eine Möglichkeit, vor der es Helmberg schauderte.

Da sah er am Ende der breiten Allee, an der Stelle, wo die Straßen des Parks strahlenförmig in ein Rondel mündeten, etwas sehr Seltsames.

Scharf und schattenartig gegen den Abendhimmel

abgegrenzt, von dem ein Stück glühendes Roth sich über die Richtung spannte, hielt das Biergespann, welches vor etwa einer Stunde an Helmberg vorübergebraust war.

Und daneben, von dem kleinen dünnen Groom nur mühsam an den Zügelenden zurückgehalten, stand mit vorgestemmtten Beinen und gebogenem Schweif Sultan, der wohl eben erst mit dem seinesgleichen angeborenen Hange zur Geselligkeit sich an die Ponies angeschlossen hatte und nun, durch das Rasseln der Räder erschreckt, sich gegen jede Weiterbeförderung nach Kräften sträubte.

Das starke feurige Thier hatte den kleinen Groom, der hartnäckig festhielt, fast über die Rücklehne seines Sitzes gezogen, sodaß er sich nur noch durch krampfhaftes Anklammern der linken Hand im Zusammenhang mit dem Wagen zu halten im Stande war. Die Ponies dagegen, den ungewohnten Widerstand spürend, weigerten sich anzuziehen und drehten sich bockend und springend zur Seite, bis der Wagen quer auf der Straße stand und in das dichte Buschwerk des Parks zu fahren drohte, sobald Sultan seinen Widerstand aufgab oder durch seine und der schwarzen Ponies Anstrengungen der hartnäckige Groom glücklich entzweigerissen war.

Johann Helmberg und Christian waren im Abend-  
schatten der Bäume rasch näher gekommen; das scharfe  
Auge der Gräfin Ernestine hatte sie bemerkt.

„Es kommen Leute!“ sagte sie kurz und streng.  
„Laß das Pferd los, Andre!“

„Nein!“ rief Eva eifrig und hieb auf ihre Ponies,  
deren schwarze Rücken auf und nieder wogten. „Du  
hältst das Pferd fest, Andre! Es gehört dem jungen  
Manne, dem wir vorhin begegneten; es ist aus dem  
königlichen Marstall — es ist ein werthvolles Pferd —  
wir haben nicht das Recht, den jungen Mann in  
Strafe zu bringen.“

„Aber Du hast ebenso wenig das Recht, uns vor  
den Leuten, die dort kommen, lächerlich zu machen!  
Das ist unpassend, das ist unweiblich, Eva!“

Ehe Eva auf die scharfen Worte Ernestinens ant-  
worten konnte, war bereits Christian auf Sultan zu-  
gesprungen, hatte ihn kurz unter der Kinnkette an den  
Zügeln gepackt und mit der andern Hand den be-  
freiten Groom auf seinen Sitz zurückgeschoben. In-  
dessen trat der kleine Bereiter mit vollendetem Anstand  
an die Vorderseite des Wagens, hob elegant seinen  
ungeheuren Schiffhut und stotterte:

„Sie haben mir einen unschätzbaren Dienst er-  
wiesen, mein gnädiges Fräulein; darf ich —“

Er durfte nichts weiter sagen, denn eine klare und scharfe Stimme sprach:

„Wollen wir uns hier auch noch den Galanterien des Stallpersonals aussetzen, Eva? Vorwärts!“

Auch über Eva war etwas gekommen wie plötzliche Angst, als sie die zierliche Gestalt des Bereiters vor sich stehen sah und seine vor Erregung zitternde Stimme hörte.

Sie neigte flüchtig das lockige Köpfchen, ließ die lange Peitsche den Ponies um die Ohren pfeifen, wendete in elegantem Bogen wieder auf die Mitte der Straße zurück, und fort ging's im raschesten Trab, daß Sultan sich noch nicht über das Erstaunliche beruhigen konnte, als schon der kleine Bereiter lange wieder auf seinem elastischen Rücken saß.

Eva sah starr auf ihre Pferde während der weiteren Fahrt; vielleicht machte die zunehmende Dunkelheit doppelte Aufmerksamkeit zur Pflicht, vielleicht auch wollte sie ein Gespräch mit Ernestinen so lange als möglich hinausschieben.

Aber auch Ernestine sprach nichts; nur als Eva vor dem Dienstpavillon ihrer Eltern hielt und ein Diener in königlicher Livree die Schnörkeltreppe herunterkam, um beim Aussteigen behülflich zu sein, sagte sie leise, aber sehr bestimmt zu ihrer Begleiterin:

„Ich werde nicht wieder mit Dir ausfahren, Eva!“

Diese antwortete nicht, sie blickte wortlos auf den schlummernden Teich, der nur noch mit mattem, geheimnißvollem Leuchten den schwindenden Abendschein wiedergab; dann und wann spiegelte er auch den Phosphorschimmer eines Leuchtkäfers zurück, an dem dunkle Fledermäuse gespenstisch vorbeihuschten. Ringsum träumten die hohen uralten Bäume, und ihre Kronen hoben sich wellig und rund vom Nachthimmel ab, aus dessen zunehmender Dunkelheit da und dort ein Stern schüchtern hervorblickte.

Eva zog ihre Börse und gab Andre ein Geschenk, das in der unsichern Beleuchtung aussah, als wäre es Gold.

Ihr war, als hätte ihr der kleine Groom einen großen Dienst erwiesen. Dann nahm sie ihre lange Schleppe auf, warf noch einen freundlichen Blick auf ihre Ponies, welche von Andre eben in weitem Bogen und im Schritt nach der hintern Seite des Pavillons gelenkt wurden, und stieg dann seufzend die Schnörkeltreppe empor bis zu der ergrauten Balustrade, hinter der ein galonirter Diener würdevoll die beiden Flügel einer ungeheuern, von innen erleuchteten Glasthür öffnete.

---

## Viertes Kapitel.

### Um ein Abenteuer.

Der Morgen, welcher durch die verblaßten rothen Gardinen des Oberststallmeisters hereinsah, war trübe und regnerisch. Das Laub der Bäume hing schwer und glänzend nieder; auf den Wegen hatten sich große Pfützen gebildet und die steinernen Dianen und Apollos schauten graugesfleckt und naß zum Erbarmen von ihren triefenden Sockeln.

Der Oberststallmeister Graf von Helmberg war sehr übler Laune. Das Wetter hinderte ihn zu reiten oder in seinem Jagdwagen auszufahren, und obwohl er sich erst vor wenigen Monaten ein elegantes Coupé modernster Art hatte bauen lassen und ein paar prächtige Halbblutstuten dazu aus England verschrieben, so war es bis jetzt von Niemand benutzt worden, als

von der Soubrette am Stadttheater, Meta King, dem muntern Liebling des Publikums und des Grafen Helmberg insonderheit.

Wollte also letzterer diese Hinneigung zur darstellenden Kunst nicht vor der ganzen Stadt offenkundig werden lassen, so konnte er ein so auffallendes Gespann vorerst nicht benutzen, mit dem die blonde Kokette Meta zur Promenadenzeit höchst ostensibel durch die belebtesten Straßen der Hauptstadt zu fahren liebte. So ließ der Graf das neue Coupé unbenutzt, das schöne Halbblut im Stall und die Theaterhabitués in ihrer Ungewißheit, wer wohl der verschwenderische Protector sein möge, welcher dem blonden Kobold das auserlesene Gespann zur Verfügung gestellt.

Der Oberststallmeister wäre heute sehr gern in die Stadt gefahren, wenn er einen geschlossenen Wagen zur Verfügung gehabt, und würde er einen Dienstwagen genommen haben, so hätte es nothwendig auffallen müssen. Auch hätte er sich der Discretion eines königlichen Kutschers nicht anvertrauen mögen; er konnte doch unmöglich mit einer rasselnden Hofcarrosse vor Meta's Wohnung vorfahren.

Die Hofhaltung des unverheiratheten Fürsten konnte an und für sich wenig gesellschaftliche Erholungen bieten. Der König selbst bei seiner träumerischen,

früh verbitterten Gemüthsart, die ihn oft wochenlang nur in Begleitung eines Dieners zu Pferde im wildesten Gebirge umherschweifen ließ, ermunterte das gefellige Leben an seinem Hofe nicht. Er verhielt sich sogar ziemlich ablehnend gegen alle Bestrebungen, ihn zu unterhalten, welche er nicht selbst veranlaßt hatte.

Zuweilen, an schönen Abenden, überraschend selbst für den größeren Theil der Dienerschaft, flammte der Park plötzlich auf von Tausenden von Lichtern; unsichtbare Musikcorps spielten rauschende Weisen und buntbeleuchtete Rachen zogen am Ufer auf und ab. Der kleine Dampfer allein arbeitete sich unbeleuchtet durch das Gewirr von Laternen und Rähnen hinaus in den dunkelflimmernden See, wohin nur leise die Musik noch reichte und wo für das Auge die hellen Rähne wie durch einander schwirrende Funken erschienen.

Dann trat das herrliche Schloß von bengalischen Flammen erleuchtet plötzlich aus der Dunkelheit hervor, weithin sichtbar und feenhaft glänzend bis zur höchsten Zinne, bis in den zierlichsten Fensterbogen, daß alle Lampen des Parks und der Rähne dagegen verblaßten. Und der Schimmer reichte weithin über den See bis zu dem zierlichen Dampfer, und dort stand eine hohe schlanke Gestalt mit bleichem Gesicht und großen dunkeln Augen, die Arme gekreuzt, und blickte bald

nach der erleuchteten Burg, bald nach dem fernen Gebirge, über dessen nur zart angedeuteten Linien die Mondesichel leise dahinschwebte.

Dann plötzlich war Alles wieder dunkel und still, und still blieb es für Wochen, Monate, und oft wußte die nächste Umgebung kaum, wo der junge König weilte.

Kam zu dieser Stille dann noch ein Regentag, so wird man die üble Laune des Grafen Ulrich von Helmberg begreifen.

Auch der französische Roman, den er hin und wieder mit einer verzweifeltten Anstrengung, sich zu amüsiren, vornahm, vermochte ihn nicht zu fesseln. Alles, was ihm darin von Liebe und Liebesabenteuern gesagt wurde, erschien ihm schal gegen sein eigenes Leben; er hatte Tolleres erlebt und die geheimen Wünsche seines Herzens waren schöner.

Er dachte an die Familie des Grafen Tegernheim, der er noch keinen Besuch gemacht hatte, seit er hier war, und eine glühende Röthe stieg in sein Gesicht.

Er hatte Ernestine geliebt und gewußt, daß sie ihn liebte — die Güter ihres Vaters und die seinigen grenzten an einander — von den Eltern war der immer innigere Verkehr der jungen Leute mit lächelndem Wohlwollen betrachtet worden. Sie galten als Ver-

lobte und sie hielten sich selber fast dafür, obwohl nie ein Wort von Liebe über ihre Lippen gekommen war; zu Pferde und zu Wagen machten sie oft tagelange Ausflüge in die Gegend, blos in Begleitung eines Dieners; Niemand sah Arges darin; denn sie wollten sich ja nächstens heirathen.

Da erhielt Graf Ulrich — es war kurz nach der Thronbesteigung des jungen Königs, und man hatte das Bestreben, diesen mit jüngeren, lebenslustigen Cavalieren zu umgeben — plötzlich das Diplom als Kammerjunker und die Andeutung, daß es Seine Majestät nicht ungern sehen würde, den letzten Sprossen einer der ältesten Familien des Landes an seinem Hofe zu haben.

Obwohl sich Graf Ulrich die Bewirthschaftung seiner ausgedehnten Güter als Lebenszweck gestellt hatte, konnte er einer so schmeichelhaften Aufforderung doch nur Folge leisten, zudem mußte es günstig auf seine künftige Stellung im Lande einwirken, wenn er ein paar Jahre am Hofe zugebracht hatte. Außerdem — und dies förderte wohl am meisten den raschen Entschluß des jungen Landedelmanns — war dem Grafen von Tegernheim, der im ganzen Lande als geistreicher Mann bekannt war und wohlgelitten von dem verstorbenen König, das Uebceremonienmeister-

amt am Hofe des jungen Königs angetragen worden.

Graf Tegernheim, der sich längst nach einem größeren Publikum für die stete geistprühende Arbeit seines Gehirns geseht, hatte angenommen, unter dem Vorbehalt, daß man ihn seine ziemlich verwickelten und nicht von allen seinen Nachbarn günstig beurtheilten Gutsverhältnisse zuerst in Ordnung bringen lasse.

Es konnte noch unbestimmte Zeit dauern, bis der Oberceremonienmeister seine Stellung antrat; dem Kammerjunker, der, wie allgemein bekannt, zuverlässige Beamte hatte und selber wenig Erfahrung in der Verwaltung, stand ein solcher Verzögerungsgrund nicht zu Gebote.

Er nahm Abschied von Ernestinen.

„Auf Wiedersehen in der Residenz!“ sagte er bedeutsam und hielt ihre Hand, die sie ihm nicht entzog.

„Auf Wiedersehen, Ulrich!“ hatte sie ihm geantwortet und zum ersten Mal das leidige „Better“ weggelassen, durch das sie im Verkehr mit ihrem jungen Nachbar bis jetzt über die eigenen und etwaige Bedenken Anderer hinwegzukommen versucht hatte.

Und Ulrich hatte sich niedergebeugt und ihre Hand an seine Lippen gezogen.

Es dauerte lange, bis der Oberceremonienmeister seine Verhältnisse geordnet hatte — fast ein Jahr.

Kammerjunker Graf Helmberg hatte Geschmack gefunden an dem Leben der Residenz; die Cavallerieoffiziere waren eine stets vergnügungsbereite Gesellschaft; er hatte gelernt, mit Anstand Geld auszugeben, und die Bekanntschaft von Fräulein Meta Ring gemacht.

Ernestine hatte er nicht vergessen, aber er war ehrlich genug, sich einzugestehen, daß ihm ihr Andenken immer einige unangenehme Augenblicke verursachte. Und das störte ihn in seinen Vergnügungen; er nahm sich daher vor, nicht mehr an sie zu denken.

Da besuchte ihn eines Mittags Graf Tegernheim.

Der Graf war ein Mann von Welt, der es seinem künftigen Schwiegersohn nicht übel nahm, daß seine Bespannung und sein Wagen in der Residenz mustergültig waren und daß er Ballet und Stadttheater protegirte. Man war ja selber einmal jung gewesen!

Das war unzweifelhaft sehr klug von dem Oberceremonienmeister, aber es war unflug von ihm, diesen Ton gegen den Kammerjunker anzuschlagen.

Etwas weniger Toleranz hätte den Grafen Helmberg vielleicht wieder zu Ernestinens Füßen geführt und Meta Ring in die Arme des Banquiers, der bisher

seine Galanterien und Diamanten vergeblich an sie verschwendete.

Daß Graf Tegernheim so leicht über Dinge wegging, die er nicht umhin konnte zu wissen, verdroß den jungen Lebemann, der die Ehrlichkeit des Landjunkers im Gewühl der Residenz noch nicht abgestreift hatte. Man wollte ihn heirathen um jeden Preis; auch auf Ernestinens edle Gestalt fiel ein Schimmer jener fatalen Toleranz.

So kam es, daß Graf Ulrich seinen Besuch bei Tegernheims immer weiter hinausshob und ihn endlich an einem Tage machte, wo ihm die ganze Familie zu Wagen in den Anlagen der Residenz begegnet war.

Es war nur natürlich, daß Graf Tegernheim von dem Besuch keine Notiz nahm.

Als der König Schloß Fels bezog, meldete Graf Ulrich sich nicht zum Dienst, sondern blieb in der Residenz. Wenige Wochen darauf wurde er durch das Patent als Oberststallmeister überrascht.

So war er nun in Fels, wohnte kaum dreihundert Schritte von Ernestinen entfernt und konnte nicht ohne verlegenes Bangen daran denken, wie sich sein gesellschaftliches Verhältniß zur Familie Tegernheim gestalten werde.

Er sprang auf und maß einige Male ungeduldig

das Zimmer. Da stieß er mit dem Fuß an einen der Koffer, welche ungefähr in derselben Verfassung wie gestern am Boden umherlagen.

Etwas wie Zornröthe stieg in das Gesicht des Grafen und er schellte heftig seinem Diener.

Der Kammerdiener, ein klug aussehender Bursche in moderner Civilkleidung, erschien.

„Warum sind diese Koffer noch nicht ausgepackt und beiseite geschafft?“ herrschte der Graf ihn an. „Es ist ein wahres Hürdenrennen, wenn ich von einem Ende des Zimmers zum andern will! Warum läßt Du Dich seit gestern nicht sehen? Wo steckst Du?“

Der Kammerdiener, weit entfernt, außer Fassung zu gerathen, wartete ruhig, bis die zornigen Worte des Grafen über ihn dahingebraust waren; dann sagte er gelassen:

„Excellenz haben mich gestern mit einem Bouquet zu Fräulein Meta geschickt.“

„Nun, was weiter? Braucht man zwei Tage, um in die Stadt und wieder zurückzukommen?“

Auch diese Frage machte auf die Gelassenheit des Dieners nicht den geringsten Eindruck.

„Fräulein Meta geruhen mir einige Aufträge zu ertheilen. Ein Kaufmann, bei welchem Excellenz Kleiderstoffe für Fräulein Meta ausgewählt, wollte die-

selben nur an einen Diener Curer Excellenz abgeben; ferner hatte das Fräulein im Schaufenster des Juweliers Schnellborn einen Schmuck beobachtet, den sie in ihrer Wohnung zu besichtigen wünschte. Auch hatte Fräulein Meta Besorgniß, daß abends, da sie in einem neuen Stück auftreten wollte, einige Herren pfeifen möchten, welche sie nicht bei sich hatte empfangen wollen. Fräulein Meta gab mir daher fünfzig Billets und befahl mir, sie an meine Freunde zu vertheilen und mit ihnen abends ins Theater zu kommen, um Jeden niederzuklatschen, der ein Zeichen des Mißfallens gäbe, überhaupt so viel zu klatschen, als wir aushalten könnten. Es war schwierig“, fügte der Vertraute mit nicht ohne Humor gespielter stolzer Bescheidenheit bei, „so in einem Nachmittage fünfzig anständige Leute seiner Bekanntschaft zusammenzubringen. Ich mußte auch zu Kutschern und Pferdewärtern meine Zuflucht nehmen. Die letzteren hatten das Gute, daß sie sich doppelt geschmeichelt fühlten und das Dreifache klatschten. Dazwischen, bis das Theater begann, hatte ich noch einige Gänge zur Friseurin, zur Putzmacherin, zur Schneiderin zu machen, Blumen zu kaufen, die wir von der Gallerie aus werfen sollten.“

Graf Ulrich hatte diese ganze Litanei, welche der Kammerdiener mit unerschütterlichem Phlegma ableierte,

mit verlegener Ruhe angehört; nur die Spitze seines Lackstiefels klopfte ungeduldig auf den Boden.

„Nun, und nach dem Theater? Die ganze Nacht kannst Du doch unmöglich geklatscht haben!“

„Vor Schluß des Theaters ließ Fräulein Meta mich hinter die Couliſſen rufen und war sehr erfreut, daß wir so viel geklatscht hatten, und meinte, es wäre glücklich, wenn ich meine fünfzig Kameraden zu einem Glase Wein führte.“

Der Graf fing nun endlich doch an, überrascht zu werden. Die Freigebigkeit Meta's schien ihm in Hinsicht auf ihre Gageverhältnisse und selbst zu seiner Freigebigkeit etwas außerordentlich.

„Meta regalirte fünfzig Menschen?“

Der Kammerdiener schaute mit gut gespielter Ueberschung auf.

„Fräulein Meta befahl mir, das kleine Fest im halben Mond zu halten, Sie wissen, in der Nähe des Stadttheaters, wo wir immer unsere Pferde einstellen. Der Wirth dürfte wohl die Sache auf die Rechnung Eurer Excellenz setzen.“

In dem Grafen kämpften Gutmüthigkeit und Entrüstung über die unsinnigen Einfälle seines Lieblings einen schweren Kampf und endlich rief er:

„Ja, seid Ihr denn beide des Teufels, Baptist?“

Morgen erzählt sich die ganze Stadt, daß ich fünfzig Mann zum Applaudiren ins Theater geschickt und ihnen dann ein Souper im halben Mond gegeben habe!"

Das unerschütterliche Gesicht Baptist's bewies, daß er alles das sehr wohl für möglich halte.

Je mehr sich Graf Ulrich alle Verlegenheiten gegenwärtigte, die ihm aus der Sache entstehen konnten, desto höher steigerte sich sein Zorn gegen den bereitwilligen Vollstrecker von Fräulein Meta's Befehlen. Scheinbar ruhig fuhr er in seinem Verhör fort:

„Nun, und nach dem Souper?“

„Da Fräulein Meta befohlen, daß die Leute trinken sollten, soviel sie möchten, dauerte die Festlichkeit bis gegen Morgen und als Wirth war ich verpflichtet zu bleiben.“

„Das versteht sich!“ sagte der Graf mit verbissenem Ingrimme. „Und später? Hattet Ihr dann auch noch die Theaterproben zu besuchen? Es ist jetzt fast Mittag und Du siehst aus, als wärest Du eben erst zurückgekommen.“

„Später ging ich noch einmal zu Fräulein Meta und fragte, ob sie etwas an den Herrn Grafen zu bestellen hätte. Da bat sie mich, zum Juwelier zu gehen —“

Baptist stockte und sah den Grafen wie prüfend an, ob er ihm noch mehr bieten könne.

„Um den Schmuck zurückzutragen?“

„Nein, Herr Graf, um ihm zu sagen, daß er Collier und Armband anfertige, welche genau zu dem Schmuck passen. Dann gab Fräulein Meta mir diesen Brief, um ihn dem Herrn Grafen zu bringen!“

Der Zorn des Grafen hatte gerade seinen Höhepunkt erreicht und Alles deutete darauf hin, daß ein jäher Ausbruch erfolgen werde, als Baptist mit dem zartgefalteten rosenrothen Billet den Ideengang des jungen Hofmannes kreuzte.

Graf Ulrich drehte das Billet einige Male zwischen den Fingern, und je mehr er das parfümirte rosenfarbene Couvert betrachtete, desto sanfter wurde auch die Röthe seines Gesichts. Endlich erbrach er es und las:

„Mein Held, mein Centaur! Man hatte Cabalen gegen Ihre Geliebte geschmiedet; man wollte sie öffentlich verhöhnen lassen, weil keine noch so glänzenden Anerbietungen sie in ihrer Treue gegen Sie wankend machen konnten. Ich glaubte daher Ihrer Zustimmung sicher zu sein, wenn ich über die mir bekannte Großmuth meines Halbgottes verfügte, um einen Sieg zu erringen, der mir ohne die Berruchtheit eifersüchtiger

Menschen sicher war. O, was hab' ich diesen Menschen gethan, daß sie mich zwingen, zum ersten Mal in meinem Leben zu solchen Mitteln zu greifen! Die Welt begreift eben eine so tiefe wahre Zuneigung nicht, wie ich sie für Ulrich hege, für meinen Ulrich, meinen Helden! Möchten ihn diese Zeilen überzeugen können, wie sehr sich nach ihm sehnt seine

Meta.“

Als der Graf den Brief zu Ende gelesen, waren die letzten Spuren übler Laune aus seinem gutmüthigen Antlitz verschwunden. Ja, dafür zeigte sich darauf ein Lächeln geschmeichelter Eitelkeit, welches er vergeblich zu unterdrücken suchte und das mehr als vieles Andere Zeugniß gab, wie sein Herz trotz alledem eine gewisse Frische und Naivetät bewahrt hatte.

Baptist war die Veränderung im Gesichte seines Herrn nicht entgangen. In den verschmitzten Augen des Kammerdieners leuchtete es wie Spott; aber in reumüthigem Tone sagte er:

„Ich werde mich durch Fräulein Meta gewiß nicht mehr von der Erfüllung meiner Dienstpflichten zurückhalten lassen — gewiß nicht!“

Der Graf war im Begriff auszurufen: „Was fällt Dir denn ein? Zehn Donnerwetter über Dich, wenn Du nicht Alles thust, was das reizende Geschöpf

von Dir verlangt!" Aber zu rechter Zeit mochte er sich erinnern, daß ein solcher Wankelmuth ihn in der Achtung seines Dieners nicht heben könne, und er sagte daher leicht hin:

"Fräulein Meta hat mir Alles erklärt, sie wird auch ferner die Aufträge verantworten, die sie Dir gibt. Du mußt daher zuvorkommend gegen sie sein, hörst Du?"

Baptist verbarg mit einer tiefen Verbeugung das schlaue Lächeln, das seine Lippen verzog.

"Und", fuhr Graf Ulrich fort und kam vor dem eigenen Diener in Verlegenheit wie ein Schüler, "habt Ihr Eure Schuldigkeit im Theater gethan?"

"Alles niedergeklatscht!" antwortete Baptist. "Wenn nur der Vorhang aufging und Fräulein Meta erschien, fingen wir an zu klatschen und hörten nicht eher auf, bis sie wieder zu sprechen anfing. Und wenn sie aufhörte, fingen wir wieder an, daß man von den Andern kaum ein Wort verstehen konnte und die Leute neben uns öfter „Ruhig!“ schrieen. Das machte uns nicht irre. Sie spielte aber auch sehr schön, Fräulein Meta", fuhr Baptist, der nun in Fluß gerathen war, überzeugungssinnig fort; „wie sie die Gräfin machte; nein, ich sag' Ihnen, Herr Graf, rein zum Todtlachen! Eine Frau neben mir schluchzte ganz jämmerlich! Ich

hab' mich aber auch zusammengenommen, als ich den großen Blumenstrauß warf, und habe sie wunderschön getroffen!"

„Wie so?“ fragte Graf Ulrich unruhig.

„Grade an den Kopf“, triumphirte Baptist im Tone hohen Selbstgefühls.

„Du bist ein Esel!“

Baptist schien tief verletzt.

„Fräulein Meta war ganz zufrieden mit mir“, sagte er wehmüthig, „und hat das Bouquet sogleich aufgehoben und daran gerochen und sich gegen mich verbeugt.“

Es war schwer zu erkennen, ob die Einfalt Baptist's gespielt war, oder ob er beim Blumenwerfen wirklich die Grenze seines Wizes erreicht hatte.

Graf Ulrich hatte keine Lust, das Gespräch in dieser Richtung fortzuführen, um so mehr, als die Bemerkung Baptist's, daß Meta die Gräfin zum Todt-lachen gespielt habe, ihn schon veranlaßt hatte, den Diener mit leisem Mißtrauen anzusehen. Vielleicht hatte Baptist diesen Blick bemerkt und glaubte, um das Vertrauen seines Herrn wiederherzustellen, sich jene Einfalt schuldig zu sein.

„Ich möchte in die Stadt fahren, Baptist.“

„Soll ich anspannen lassen, Excellenz?“

„Die Sache ist nur, daß ich in meinem Coupé nicht fahren mag, es hat eine zu auffallende Farbe.“

Wieder steckte Baptist den Kopf in seinen Rockfragen, als ob er genau wisse, warum dem Grafen auf einmal die Farbe seines Coupés nicht mehr gefiel, und die Einfalt seiner nun folgenden Antwort mußte darauf berechnet sein, den Grafen wenigstens nicht an seiner Ehrlichkeit zweifeln zu lassen.

„Man könnte dem Wagen ja eine andere Farbe geben.“

„In einer Viertelstunde?“

Baptist sah dem Grafen mit gutgespieltem Erstaunen ins Gesicht.

„Bei dem Wetter dürfte der Wagen allerdings nicht so rasch trocknen, auch braucht der Lackirer seine vierzehn Tage —“

„Aber ich will heute fahren, hörst Du nicht?“ rief Graf Ulrich und stampfte ärgerlich mit dem Fuß auf den Boden.

Baptist glaubte nun den Grafen hinlänglich von seiner Unentbehrlichkeit überzeugt zu haben und meinte sinnend:

„Excellenz müßten dann eben in einem andern Wagen fahren. Einen Hofwagen werden Excellenz wohl nicht nehmen wollen?“

„Gut, daß Du das wenigstens einsehst“, seufzte Graf Ulrich; „Du bist heute schauderhaft langsam von Begriffen!“

„Man müßte dann von einem der anwesenden Cavaliere einen Wagen entleihen“, fuhr Baptist fort, als könne man nur Schritt für Schritt zur Lösung der wichtigen Aufgabe gelangen; „zum Beispiel von Excellenz Graf Tegernheim.“

Baptist warf einen lauernden Blick auf seinen Herrn. Dieser zuckte flüchtig zusammen.

„Das geht nicht“, sagte er, und ein düsterer Schatten lag auf seinem Gesicht.

„Auch Herr Baron von Tondern hat ein sehr schönes Coupé —“

„Angelo von Tondern! Richtig, der hat zwei geschlossene Wagen hier, der könnte mir den einen geben! Unangenehm ist mir die Sache nicht, aber es bleibt keine Wahl. Geh hinüber, Baptist, ich werde Dir ein Billet mitgeben. Wo ist Papier und Schreibzeug?“

Baptist wühlte eine Weile in einem der unausgepackten Koffer und brachte endlich das Gewünschte zum Vorschein.

Der Graf hatte sein Billet rasch vollendet und Baptist ging.

Als die Thür sich hinter dem Diener geschlossen

hatte, machte der Graf eine Bewegung, als ob er ihn zurückrufen wolle.

Er kannte den Baron Angelo von Tondern ganz gut; sie waren zusammen in der Bagerie gewesen, und das Drama, welches sich zwischen den Familien Helmberg und Tondern abspielte, hatte ja die ältesten Sprößlinge beider Familien vernünftiger Weise einander nicht gegenüberstellen können; Graf Helmberg war, wohl auch infolge der immer unverkennbareren Spaltung zwischen seinen Eltern, schon frühzeitig aus dem Vaterhause in jene adelige Anstalt gegeben worden.

Er erinnerte sich aus seinen Kinderjahren, seine Mutter sehr geliebt zu haben; dann war ihm plötzlich verboten worden, nach ihr zu fragen. Erst später, als er zum Jüngling heranreife, erfuhr er, soviel für ihn paßte, auch davon, daß Angelo von Tondern seinen Proceß gewonnen und ein Verhältniß zerstört habe, das durch die Milde und Freundschaft des verstorbenen Königs für einzelne Familienglieder und durch die Verjährung fast zum Recht geworden schien.

Alle Welt gab Angelo von Tondern Recht, auch Graf Ulrich that es; er hatte ja nur sein ihm zugehöriges Erbe vertheidigt gegen Eindringlinge, gegen die Kinder von — Graf Ulrich zuckte zusammen — sie war ja doch seine Mutter! Ihr ernstes, mildes

Bild schwebte oft aus fernen Kindertagen herüber und sprach zu ihm im Traum; und wenn er erwachte, war er traurig, weil er keine Mutter hatte.

Und dann erschien es ihm plötzlich, als ob er Angelo von Tondern hassen müsse.

Auch als der Freiherr einmal zu ihm gekommen war und ihn zur Abgabe einer Erklärung aufgefordert hatte, daß er seine Mutter nicht als rechtlich getraut mit Hermann von Tondern ansehe, hatte Graf Ulrich sich entschieden geweigert, das Schriftstück zu unterzeichnen und die Schulgenossen waren höflich, aber gemessen von einander geschieden.

Die Angelegenheit war nie wieder zwischen den beiden jungen Männern berührt worden, aber es war doch unverkennbar, daß sie sich nicht suchten.

Und jetzt hatte Graf Ulrich in einem Augenblick der Uebereilung, blos weil ihm einige Stunden im Boudoir von Fräulein Meta King kurzweiliger erschienen als ein Regentag in Fels, denselben Mann um eine wenn auch noch so kleine Gefälligkeit ersucht, an deren Gewährung nicht zu zweifeln war und die ihm doch eine gewisse Verbindlichkeit gegen den unsympathischen Jugendfreund auferlegte.

Graf Ulrich war sehr unzufrieden mit sich selbst. Dies Gefühl steigerte sich bis zum Unmuth, als Bap-

tist wiederkam und den Freiherrn von Tondern meldete, der ihm auf dem Fuße folge.

Baron Angelo schien es in der That eiliger zu haben, als es durch seine gewöhnliche blasirte Ruhe begründet war, dem Grafen Helmberg seine Bereitwilligkeit auszudrücken, ihm in Allem und Jedem zu Diensten zu sein, was der Graf nur wünschen konnte.

Die Begrüßung des letzteren gegen den Jugendfreund war daher etwas befangen. Der Freiherr von Tondern schien es nicht zu bemerken.

In seiner ruhigen Weise, aber mit ausgestreckter Hand ging er auf den verlegenen Grafen zu und ließ sich auch dadurch nicht irre machen, daß Helmberg die dargebotene Hand nicht sogleich ergriff.

„Wie freut es mich, Ulrich, daß Du Dich meiner noch erinnerst!“ sagte der Freiherr, und wenn auch sein Gesicht dieselbe Unbeweglichkeit beibehielt, so lagen doch seine großen schwarzen Augen mit einem ganz eigenthümlichen beobachtenden Ausdruck auf dem Jugendfreunde, und seine Stimme hatte einen tiefen, weichen Klang angenommen, der wohl bei Leuten, die den Baron nicht näher kannten, für Herzlichkeit gelten konnte.

Diese überlegene Freundlichkeit war es wohl auch, die Helmberg zwang, die dargebotene Hand zu ergreifen.

Angelo hielt Ulrich's Hand fest.

„Gut, daß mir der Zufall Gelegenheit gibt, mich Dir zu nähern und Dir zu sagen, wie leid mir unsere gegenseitige Entfremdung gewesen ist. Und doch ging die Sache, um die es sich handelte, uns persönlich nicht das Allergeringste an. Es war auch seinerzeit Unrecht von mir, Dich zur Parteinahme veranlassen zu wollen; um so mehr freute es mich, als Du mich heute um einen kleinen Dienst ersuchtest, und mir dadurch bewiesen hast, daß wir wieder die Alten sind.“

Das hatte nun Graf Ulrich ganz und gar nicht beweisen wollen; aber er mußte sich gestehen, daß man seine Bitte so auffassen könne, wenn man wolle.

Er verbeugte sich daher schweigend, schob mit dem Fuße einen der Koffer aus dem Wege, welche seinem Besucher im Wege standen und deutete auf das rothe Kanapee. Er selbst nahm einen Stuhl.

„Der gewünschte Wagen wird so eben in Stand gesetzt“, fuhr Angelo in leichtem Tone fort, indem er sich niederließ, seinen Hut neben sich auf den Boden stellte und sich seiner tadellosen rehfarbenen Handschuhe entledigte, um das Schweigen des Grafen ignoriren zu können. „Wie gesagt, es freut mich unendlich, daß Du Dich in dieser Sache an mich gewandt hast!“

„Die Wahl war allerdings nicht groß“, bemerkte Graf Ulrich aufrichtiger als höflich, indem er Baptist ein Zeichen der Entlassung gab und sich niederließ, „und deshalb erweisen Sie — erweist Du mir eine Gefälligkeit, Tondern!“

Der Freiherr lächelte ruhig und verbindlich zu dem zweifelhaften Compliment.

„Ich bin nun einmal darauf capricirt, in der Sache einen Beweis unserer wiedererwachenden Kameradschaft zu sehen, Ulrich; Du hättest von Deinem ehemaligen Gutsnachbar Tegernheim jedenfalls einen eleganteren Wagen bekommen, wenn Du Dich an ihn gewendet.“

Rasch erhob Graf Ulrich sein Gesicht; das verlegene Lächeln war daraus verschwunden und seine hellen großen Augen ruhten einen Moment lang argwöhnisch auf dem Antlitz seines ehemaligen Schulgenossen.

Er konnte nur den ruhigen Ausdruck freundlicher Gutmüthigkeit darauf entdecken.

Das entwaffnete ihn. Graf Ulrich that nicht gern den Menschen Unrecht, lieber, wenn auch unbewußt, sich selbst; er glaubte dem Jugendfreund daher eine größere Offenheit schuldig zu sein.

„Seit ich Helmberg verlassen, komme ich nicht mehr zu ihnen.“

Damit hielt er diesen Gegenstand für erledigt; darin irrte er sich aber. Das scheinbar lebhafteste Erstaunen malte sich in den Zügen Angelo's.

„Du kommst nicht mehr zu Tegernheims? Aber man sagte doch seiner Zeit, Ernestine sei Deine Braut?“

Graf Ulrich stand unruhig auf. Der Gedanke, daß Ernestine durch ihn ins Gerede gebracht worden sei, beunruhigte ihn lebhaft.

„Wir waren nie verlobt!“ sagte er eifrig, mit purpurrothem Gesicht. „Ernestine hat mich nie anders behandelt denn als Jugendfreund; von Heirath oder Verlobung oder auch nur von Liebe war niemals die Rede zwischen uns!“

Angelo ließ den Grafen, der erregt auf und ab schritt, nicht aus den Augen. Ein überlegener Spott zuckte um seine Lippen, der aber augenblicklich eine freundliche Färbung erhielt, als Ulrich sich umwandte.

„Du wehrst Dich so kräftig dagegen, der Bräutigam der schönen und geistreichen Ernestine zu sein, daß man annehmen könnte, Du habest die Rechte einer andern Geliebten gegen jene Gerüchte zu vertheidigen.“

„Ich habe keine Geliebte!“ sagte der Graf kurz; aber das erschien ihm wieder wie die Verleugnung

eines Wesens, das ihn hochhielt, und er fügte bei:  
 „Wenigstens keine solche, die ich heirathen will.“

Angelo von Tondern nickte.

„Du thust recht, Dich zu zerstreuen“, sagte er leichtthin und spielte mit den seidenen Fransen der Sopphalehne. „Ich wollte, ich besäße noch Dein Interesse an derlei Abenteuer; der fatale Proceß, zu dem mich mein Vater gezwungen, hat mir alle Lebensfreude geraubt. Doch Du hast Recht. Der Glückliche hat ja immer Recht.“

Der schwermüthige, entsagende Ton, in dem Baron Tondern dies sagte, war mehr als alles Andere geeignet, eine Zurückhaltung zum Weichen zu bringen, welche dem ganzen Wesen des Grafen innerlich fremd war. Es entsprach ganz seiner sonstigen ritterlichen Offenheit, daß er antwortete:

„Ich sehe die Verbindung, von der ich spreche, allerdings für etwas mehr an als eine gewöhnliche Zerstreung, wenigstens hat Meta mir erst kürzlich wieder eine Uneigennützigkeit und Anhänglichkeit bewiesen, die sie hoch über andere Frauen ihres Standes erhebt.“

Graf Ulrich dachte an den Brief, den er vor einer Stunde bekommen und der seinem harmlosen

Gemüth für den unmittelbaren Gefühlsausbruch eines für ihn glühenden Weiberherzens galt.

„Meta?“ wiederholte der Baron und öffnete die Lider, die gewöhnlich seine Augen halb bedeckten. „Meta Ring?“

„Dieselbe!“ sagte Graf Helmberg und blieb in fast herausfordernder Erwartung stehen. „Kennst Du die Dame?“

Die Augenlider des Barons hatten sich wieder gesenkt.

„Von meinem Sperrsiß aus, weiter nicht!“ sagte er leichtthin. „Auf der Bühne ist sie eine reizende Erscheinung.“

Ulrich schwieg. Er wußte, daß Meta auch außerhalb der Bühne reizend war.

„Fräulein Meta also verdanke ich das Vergnügen, Dir nach Jahren wieder die Hand zu drücken?“ meinte der Baron mit einem leisen, etwas unheimlichen Lachen.

„Ich will es nicht leugnen; der Wunsch, sie zu besuchen, veranlaßte mich, Dich um Deinen Wagen zu bitten.“

„Und Du willst das Mädchen heirathen?“ fragte Angelo plötzlich und richtete seine Blicke schnell beobachtend auf den Grafen.

Dieser wurde zuerst purpurroth, dann blaß; endlich stotterte er:

„Das ist allerdings unmöglich, gegen jedes Herkommen, das erwartet sie selbst nicht.“

Angelo zuckte die Achseln, erhob sich und legte väterlich freundlich dem Jugendgenossen die Hand auf die Schulter.

„Sei sicher, Deine Freundin erwartet es, wenn sie Dich so liebt, wie Du von ihr geliebt zu sein glaubst, mit Recht; ohne Zweifel! Gegen alles Herkommen ist die Sache in neuester Zeit gerade nicht mehr; der Theatersport fordert von Zeit zu Zeit seine Opfer, wie jeder andere, und wie es den Reiz einer Steeplechase nur erhöhen kann, daß sich der und jener dabei schon den Hals gebrochen, so muß es auch dann und wann vorkommen, daß man eine Schauspielerin heirathet; Fürsten sind Dir darin schon mit gutem Beispiel vorgegangen.“

Graf Ulrich war ernst geblieben.

„Ich werde ihnen jedenfalls nicht folgen; das soll mich aber nicht abhalten, Meta zu beschützen — selbst gegen den Spott meiner Freunde.“

Die Stimme des Grafen zeigte noch deutlicher als seine Worte, daß es eine Gefahr war, das Gespräch in dieser Richtung fortzusetzen. Baron Angelo

schien jedoch die unzweideutig an seine Adresse gerichtete Drohung nicht zu bemerken und begann wieder mit jenem Ton einschmeichelnder Trauer, der schon einmal seine Wirkung auf Ulrich geübt hatte:

„Wie gesagt, ich beklage es tief, daß jenes düstere Familiengeschick, das auf mir lastet, mir alles Verständniß geraubt hat für die lichtereren Seiten des Lebens. Wenn man zum Kampf gegen seinen eigenen Vater gezwungen ist —“

Baron Angelo stockte. Diesmal hatte der elegische Ton seine Wirkung gänzlich auf den Grafen verfehlt. Der schlecht verborgene Spott Angelo's über sein Verhältniß zu Meta hatte das ganze Mißtrauen, dessen der Graf fähig war, emporgerüttelt, und damit erwachte auch die volle ursprüngliche Energie Ulrich's, die schon so oft durch seine Gutmüthigkeit durchkreuzt und gelähmt worden war.

Ueberrascht hörte Tondern nun die fast heftigen ungeschminkten Worte des jungen Mannes, der ihm eben wie ein Fährich von seinen Liebschaften erzählt hatte.

„Jenes Familiengeschick ist meines Wissens erst durch Dich düster geworden. Nach dem Tode meines Vaters galten der Deinige und meine Mutter für Mann und Frau. Ich war es dem Andenken meines

Vater's schuldig, mich meiner Mutter nicht zu nähern; aber die Sache schien mir so, wie sie einmal stand, am besten. Ich war tief betrübt, als ich hörte, daß Du die Hülfe des Gesetzes gegen Deinen eigenen Vater angerufen habest, weil dieser seinem nachgeborenen Sohne ein Gut zuwenden wollte, das zu seinem Allodialvermögen gehörte. Noch mehr entsetzte ich mich, als ich von Dir selbst erfuhr, daß Du die Legitimität Deines Bruders antasten wolltest. Ich habe Dir damals schon gesagt, daß ich nichts gemein haben wolle mit dieser Angelegenheit, wenn mich auch die Pietät für das Andenken meines Erzeugers abhielt, auf die Seite Deiner Gegner zu treten!"

Alle angenommene Blasirtheit schwand aus dem Antlig Angelo's. Mit düster funkelnden Augen, gelblich-bleicher Farbe und zuckenden Mundwinkeln stand er da und seine Fäuste schlossen sich fest.

„Und dennoch wirst Du Dich entscheiden müssen, Ulrich!“ sagte er leise, und unheimlich leuchtete es in seinem gewöhnlich halb erloschenen Blick. „Mein Vater macht aufs neue gewaltige Anstrengungen; er hat den Beichtvater, der jene Trauung vollzogen, nach Rom zum Papst geschickt, um von Seiner Heiligkeit die Anerkennung der für ungültig erklärten Ehe zu erwirken. Auch Majestät soll durch seinen Flügeladjutanten gegen

mich gestimmt werden. Du hast Dich bis jetzt neutral verhalten; Deine Stimme wird den Ausschlag geben, Du wirst Dich erklären müssen, Ulrich! Und dann zweifle ich nicht an Dir; denn der Kampf, den ich bis jetzt siegreich gekämpft habe, galt der Makellosigkeit unseres Stammbaums, der Ehre unserer Familie!"

Stolz und ablehnend erhob Graf Ulrich die Hand, als wolle er auch äußerlich die Scheidewand zwischen sich und dem Jugendfreunde ziehen, die er innerlich fühlte.

"Ich muß auf Deine Bemühungen für die Makellosigkeit meines Stammbaums, für die Ehre meiner Familie verzichten. Daß Du Frau und Sohn Deines Vaters aus seinem Hause triebst, das wird mir nie sympathisch sein; aber es läßt sich darüber streiten, ob Du im Recht warst. Im Recht ist ja immer der, dem man Recht giebt. Daß Du aber Glück und Familie Deines Vaters erst dann zerstörtest, als es sich für Dich um die Schmälerung Deines Erbes handelte das werde ich nie verstehen. Mir würde das Schwert aus der Hand fallen, wenn man denken könnte, ich hätte es aus Eigennutz gezogen, und darum kann Deine Sache auch nicht die meine sein, hörst Du, nie!"

Hoch aufgerichtet stand der junge Graf alle

Schwäche und Unschlüssigkeit war aus seiner Haltung verschwunden; mühsam nur vermochte Angelo von Tondern seine mit Zorn und Angst gemischte Enttäuschung unter seinem gleichgültig hochmüthigen Lächeln zu verbergen.

Da erschien Baptist in der Thür und machte dem Grafen leise eine Meldung.

Dieser warf einen übermüthigen Blick auf Angelo und fragte mit schwer verhehlter Ironie:

„Du erlaubst mir doch, Tondern, daß ich in Deiner Gegenwart meinen Rapport entgegennehme?“

„Ich will Deine kostbare Zeit nicht länger in Anspruch nehmen, Helmberg —“

In diesem Augenblick öffnete Baptist die Thür, und im Dienstanzug, die Rapportacten in der Hand, trat der Bereiter Johann Helmberg in das Zimmer.

Als er Angelo's ansichtig wurde, blieb er wie gebannt stehen; seine Augen wurden immer größer und sein Antlitz immer bleicher.

Aber das war nur von kurzer Dauer. Dann ging Johann Helmberg, ohne von dem Mitanwesenden Notiz zu nehmen, auf seinen Vorgesetzten zu und las mit ruhiger, klarer Stimme den Rapport; aber die Hände, die das Papier hielten, zitterten.

Nachdem der junge Bereiter geendet, blieb er in

aufrechter Haltung vor dem Oberststallmeister stehen, dessen Befehle erwartend.

Dieser sah ihm bewegt in das bleiche, trozige Gesicht, dann fragte er:

„Wie läßt sich Sultan an?“

Die Wangen des Jünglings rötheten sich.

„Vortrefflich, Excellenz; er schüttelt kaum mehr die Ohren beim Schießen.“

„Das ist brav! — Das Leben ist nicht sehr munter in Fels — langweilen Sie sich nicht?“

„Nein, wenn ich dienstfrei bin, gehe ich in die Stadt.“

„Was thun Sie dort?“

Die Augen der beiden Brüder begegneten sich. Es schien Johann feig, die Wahrheit nicht zu sagen.

„Ich besuche meine Mutter, Excellenz.“

Rasch ergriff der Oberststallmeister die Hand seines Untergebenen und schüttelte sie herzlich.

„Auch das ist brav von Ihnen! Wenn Sie wieder zu Ihrer guten Mutter kommen, sagen Sie ihr, daß ich mich ihr empfehlen lasse!“

Die Augen des jungen Bereiters füllten sich mit Thränen; er schien willens, die Hand des Grafen an seine Lippen zu führen; dieser entzog sie ihm und nickte freundlich zum Zeichen des Abschieds.

Der Bereiter verneigte sich tief und ging.

Angelo von Tondern hatte den jungen Mann nicht aus den Augen gelassen, und sein brennender Blick schien dem Halbbruder durch die Thür nachschauen zu wollen, nachdem sich diese längst hinter ihm geschlossen.

„Wer war der junge Mensch?“ fragte er dann hastig und verzichtete auf jeden Versuch, seine Aufregung zu verbergen. „Mir ist, als sähe ich sein Gesicht nicht zum ersten Mal.“

„Das ist schon möglich“, entgegnete trocken Graf Helmberg und kreuzte die Arme, „denn der junge Mann ist unser Bruder.“

Steif und kurz verneigte sich Angelo von Tondern und verließ das Zimmer. Der Graf erwiderte den Gruß, ohne die verschränkten Arme zu lösen, ohne den Jugendfreund und Halbbruder zur Thür zu geleiten.

Als Tondern verschwunden war, erschien Baptist mit der Meldung, daß der Wagen des Barons vorgefahren sei.

„Laß ihn wieder zurückfahren und die Pferde vor mein eigenes Coupé spannen.“

„Aber es hat noch dieselbe Farbe wie vor zwei Stunden“, wandte Baptist ein.

„Gleichviel, ich fahre damit“, sagte Graf Ulrich

lächelnd; dann fügte er wie im Selbstgespräch hinzu:  
„Wenn wir Thorheiten begangen haben, soll uns der  
Muth nicht fehlen, sie zu gestehen, sonst fügen wir zur  
Thorheit die Feigheit!“

---

## Fünftes Kapitel.

### Eine Dame von Welt.

Der Salon der Gräfin-Mutter von Tegernheim, den man durchschreiten mußte, um zu dem Empfangszimmer ihrer Tochter zu gelangen, war, soweit es der beschränkte Raum gestattete, ein Mustersalon. Er hatte gelbe Portièren und Gardinen, vergoldete Stühle und blitzende Kronleuchter, Porphyrsäulen und Büsten berühmter Männer, tropische Gewächse und Delgemälde und einen Bechstein'schen Monstresflügel.

Angelo von Tondern hatte sich in diesem Salon nicht aufgehalten, sondern war rasch zu dem Empfangszimmer von Gräfin Ernestine geeilt.

Das war nun allerdings gegen die herrschende Etikette, daß eine fünfundzwanzigjährige, unverheirathete Dame ohne Beisein ihrer Mutter Besuche empfing.

Aber Gräfin Ernestine ist auch kein Wesen nach der Schablone; die Bezeichnung „Mädchen“ würde schon gar nicht auf sie anzuwenden sein; denn das würde eine Unterordnung unter die Autorität der verheiratheten Frau andeuten, welcher sich die geistreiche und im besseren Sinne des Wortes emancipirte Gräfin Ernestine nie zu fügen gehabt hatte.

In stolz, um nur die Möglichkeit eines Tadel's oder einer Verleumdung zuzulassen, hatte sie seit ihrem Eintritt in die Welt des Hofes sich rasch zur geistigen Beherrscherin ihres Kreises emporgeschwungen; und wenn auch manche mit den Gewohnheiten der Residenz vertraute Dame sich überrascht dem „Fräulein“ vorstellen ließ, so verlor sich diese Befremdung rasch bei dem vollendeten Takt Ernestinens, vorzüglich aber bei der Einsicht, daß der Comtesse selber am wenigsten an der Stellung lag, zu der man sie emporgehoben.

Ernestinens Empfangszimmer unterschied sich wesentlich von dem Salon ihrer hochgräflichen Mutter. Es war ein Raum von zwanzig Cubikschuh; in das einzige Fenster fällt das Licht zwischen weißen und rosenrothen Gardinen herein und malt schwankend ein blaßrothes halbgeöffnetes Zelt auf die gegenüberliegende Wand mit der weißen Sammttapete.

Ein Feuer knistert im Kamin, so leise, daß nur

dann und wann ein matter Blitz im dunkelrothen Glasboden des Lustre funkelt und ein irrer Schimmer die vergoldeten Stäbe des Kamins entlang klettert.

Unzählige Nippes stehen auf den schlanken Stägern von röthlichem Mahagoni; der träumerische zerstreute Blick irrt von einer bizarren Form zur andern, um endlich auszuruhen in staunender Wonne auf einer weiblichen Gestalt, welche in einem Morgenrock von matter, sehr hellbrauner Seide an den rosenrothen Polstern eines Divans lehnt, den vom zurückfallenden weiten Aermel halbentblößten Arm gestützt auf ein kunstvoll geschnitztes Tischchen.

Dieser Arm, welcher immer wieder die halbgeschlossenen Augen Angelo's auf sich zog, brachte die Conversation endlich thatsächlich ins Stocken. Das war um so wunderbarer, als Tondern erst vor einer Stunde dem Oberstallmeister erklärt hatte, daß sein Familiengeschick zu schwer auf ihm laste, um ihm überhaupt noch Empfindung zu lassen für die Freuden der Welt. Noch vor wenigen Minuten sogar, als er durch die belaubten Bäume des Parks auf den Pavillon des Oberceremonienmeisters zuschritt, hatte sich Angelo von Tondern ganz ernsthaft gefragt, ob er Ernestine wohl liebe.

Ein hämisches Lächeln war dabei über sein Ge-

sicht geblüht — wen hatte er nicht schon geliebt in dem Zeitraum von zehn Jahren! — glühend, skeptisch, frivol, alle Phasen dieser viel besungenen Leidenschaft hatte er durchgemacht. Es erschien ihm wie ein blöder Scherz, wenn ihm das verbrauchte Wort da und dort wieder begegnete; dessenungeachtet wollte er heute Ernestinen von Tegernheim eine Liebeserklärung machen. Er hatte schon lange daran gedacht — heute war er dazu entschlossen.

Er erinnerte sich, daß sie nicht reich sei; ihr geistreicher Vater war sogar trotz seines bedeutenden Güterstandes nicht unbedenklich verschuldet; seine Stellung bei Hofe und der Aufwand, zu dem er gewissermaßen verpflichtet war, trugen nicht dazu bei, seine Güter zu entlasten.

Baron Tondern war nicht habgierig; aber er liebte den Reichthum als Mittel zur Macht, und Macht schien seinem blasirten Gemüth allein werth, um sich darum die Anstrengung des Lebens zu gestatten.

Als er damals gegen seine eigene Familie den Kampf geführt, geschah dies nicht so eigentlich wegen des Besitzes eines einzelnen Gutes, als weil er in der Abtretung desselben nur den Anfang einer gänzlichen Abtretung des Allodialvermögens an den jüngeren Sohn sah und damit die Verlegung des Schwerge-

wichts der Familie vom älteren Sohn auf den jüngeren.

Sein Vater hatte den Kampf für Frau und Sohn wieder aufgenommen; mächtige Gönner standen ihm zur Seite; selbst Ulrich von Helmberg, welchen, wie Angelo die Sache ansah, Natur und Einsicht an seine Seite stellen mußten, ergriff Partei für die Ausgestoßenen.

Angelo erinnerte sich recht gut, daß es nur seine eigene beredte Darstellung vor dem jungen, kaum zur Regierung gelangten Monarchen gewesen war, welche endlich den Sieg davongetragen hatte über den Einfluß seines Vaters. Es war hier an dem Schwanenteich, an dessen Ufern er wie heute dahinschritt. Da war ihm der junge König begegnet und hatte ihn gefragt, warum er so trüb aussehe und ob er etwas für ihn thun könne. Angelo von Tondern war damals jünger und frischer; er hatte mit der ganzen Beredtsamkeit der Entrüstung den ungetreuen Vater angeklagt und den König mit fortgerissen. Die Jugend nimmt ja so gern für die Jugend Partei, und ein Richter von zwanzig Jahren ist mit der Entscheidung schnell bereit.

Angelo von Tondern hatte, denn er war auch Diplomat von Fach, seit jener Zeit immer als Attaché

bei der oder jener Gesandtschaft geweiht; zuletzt war er zum Legationssecretär bei der Berliner Gesandtschaft ernannt worden.

Seit Jahren zum ersten Mal fand er wieder Gelegenheit, vor den König zu treten, bei dem er einst so beliebt gewesen war. Aus dem königlichen Jüngling war ein Herrscher geworden, ruhig und unnahbar, in den gemessenen Schranken eines strengen Ceremoniels sich bewegend, da jedes Verlassen desselben von den Parteien ausgebeutet wurde.

Der König fragte um Verschiedenes, nach den Eindrücken, die er an dem und jenem Hofe empfangen, nach dem Befinden eines oder des andern verdienten Diplomaten, nach den persönlichen Angelegenheiten Angelo's; nach dem, was diesem am nächsten lag, fragte der König nicht; und so düster und kraus Angelo die Stirn in Falten zog, der junge Fürst kannte die Menschen bereits zu gut, als daß er sich um den Ausdruck ihrer Gesichter bekümmern mochte.

Und als Angelo, aller Audienzetikette zuwider, von seinen Familienangelegenheiten sprach, die ihm den Aufenthalt in der Heimat so drückend machten, und daß sein heiliges Recht als einziger Erbe derer von Tondern aufs neue in Frage gestellt werden würde, das doch durch die Entscheidung Seiner Majestät

selber über jeden Zweifel erhoben worden sei, da blickte ihn die Majestät kalt und gleichgültig an und sagte:

„Wir haben von der Sache gehört; die Meinungen unserer Rätthe sind getheilt. Es scheinen neue Thatsachen in den Vordergrund getreten zu sein, die eine Wiederaufnahme der Streitfrage erlaubten und forderten. Wir werden Uns nochmals eingehend mit der Angelegenheit beschäftigen und sie entscheiden, wie es Unser Gewissen von Uns verlangt.“

Damit hatte der König Tondern die Hand zum Kusse gereicht und der Freiherr war entlassen.

Der König war gegen ihn eingenommen worden, das war sicher.

Wenn sein Vater siegte, so blieb er zwar noch immer der Erstgeborene und hatte das Erbrecht auf das Stammschloß und eine anständige Revenue; das bedeutende Allodialvermögen jedoch, auf dessen Antwortschaft hin er schon zehn Jahre lang wie ein kleiner Fürst gelebt, wurde jedenfalls dem jüngeren Bruder zugewandt und der reiche Angelo von Tondern ward zum Kinderspott, dem jeder Bucherer sein „Mene Tekel“ zurief.

Da hatte er daran gedacht, Ernestine zu seiner Frau zu machen. Der junge König bewunderte ihren

Geist, hatte eine hohe Meinung von den Talenten ihres Vaters; wenn sie Baronin von Tondern wurde, so gehörte Angelo bei Hofe zu den einflußreichsten Personen.

Allerdings hatten ihm hergebrachte Vorurtheile des Gemüths und Charakters eine Menge Einwürfe gemacht; in zehn Minuten hatte Tondern sie alle beseitigt. Um was heiratheten die Männer nicht? Um einen schönen Arm, ein Paar glühende Augen, einen süß plaudernden Mund, eine epochemachende Tournoi, eine siegreiche Kofetterie, um Geld und Gut; und fast alle schwanken von Liebe und von Uebereinstimmung ihrer Seelen!

Angelo gestand sich mit cynischer Offenheit, daß er in Comtesse Tegernheim nichts heirathen wolle als eine passable Repräsentationsfigur für sein Haus und das Ohr des Königs.

Um so wunderbarer, daß Angelo durch Ernestinens Arm so sehr aus der Fassung gebracht ward, als er ihr in dem wunderlieblichen Empfangszimmer gegenüber saß.

Der gewandte Mann stockte im geistreichsten Fluß seiner pikanten Rede; die feinen Sarkasmen und Lästerungen, in denen er Meister war, verloren ihr Salz und klangen schwerfällig und verworren, bis sie den

kurzen Weg vom Hirn bis zu den Lippen zurückgelegt hatten, wenn eine Bewegung Ernestinens voll ungewungener Grazie dem Ärmel einen andern Faltenwurf, dem Arm eine andere Stellung gab.

Das Unkünstlerliche ist ja der höchste Triumph der Kunst, wie Kunst und Geist die Höhe der Natur sind im Ring des Ewigschönen, in dem sich die Phantasie des Diplomaten träumend verlor, trotz aller Lebensflugheit und Berechnung, die er sich angedichtet.

Der junge Greis mit den blasirten Zügen, die gewöhnlich nur ein kaum sichtbares Lächeln überlegenen Spottes haben für jeden lyrischen Aufschwung, Herr von Tondern, welcher neben der Selbstsucht nur noch den „Geschmack“ als berechtigten Factor im modernen Gemüthsleben anerkennt, derselbe Mann kann den Blick nicht abwenden von diesem Arm mit seinen zierlichen rosenrothen Gelenken, der sich geheimnißvoll im lichtgrauen Futter des Ärmels verliert. Er hatte seine Meisterin gefunden!

Eine helle Röthe steigt in sein sonst so bleiches Gesicht und verwirrt sucht sein Blick den Boden.

Aber die Gewinde des Teppichs führen denselben zu einem dunkelbraunen Maroquinstiefelchen von kaum zwei Zoll Breite, dessen Spitze in raschen mißlaunigen Schlägen den Teppich klopft.

Jetzt, als ob die feinen Nerven des Füßchens fühlten, daß es beobachtet werde, zieht es sich zurück und der Blick des Diplomaten folgt verlegen den blauen Atlasverzierungen des braunen Kleides, aufwärts an der herrlichen schlanken Gestalt, an den sinnverwirrenden Falten des Kleides, den weichen Wellen der Glieder bis in das blasse ruhige Gesicht, wo eben jetzt ein Lächeln thront, das aber nicht Kraft genug hat, die Winkel des feingeschnittenen Mundes zu heben, die gesenkt bleiben wie immer und dem jugendlichen Gesicht für gewöhnlich eine so rührende Mischung von Bitterkeit und Trauer geben. Auch jetzt ist der Gesichtsausdruck Ernestinens kaum ein heiterer zu nennen.

„Nun, mein lieber Tondern? Warum unterbrechen Sie sich? Sie wollten mir eine Aufklärung geben, was man gemeiniglich unter dem Wort Liebe versteht; Sie werden gestehen, immerhin ein interessantes Thema für ein Mädchen von fünfundzwanzig Jahren. Nun, Sie schweigen? Sie sind nicht höflich! Und ich habe Sie so hübsch wegen Ihrer Beförderung beglückwünscht!“

„Vielleicht weil sie mich von hier fortführt“, stotterte Tondern.

„Vielleicht“, lächelte die Gräfin mit einem unübersehbaren Zug von Schlaubeit; und die rosigen Finger,

welche sich zerstreut an den Arm geklammert, ließen diesen los und zeigten den Arm in seiner vollen blendenden Schönheit.

„Es erscheint mir wie ein Frevel“, fuhr Tondern fort, dessen Versuche, heiter zu sein, immer wieder unter dem unwillkürlichen Zucken seiner erregten Züge schwanden, „es ist ein Frevel, da eine kalte Begriffsbestimmung zu versuchen, wo man die Nähe des Gottes allmächtig fühlt.“

Einen Moment heftete Gräfin Ernestine ihr ruhiges braunes Auge voll auf den ihr gegenüber sitzenden Mann, der mit seinem Klapphut spielte und verlegen wie ein Schüler vor sich niedersah. Ihr Antlitz war blaß und ernst und ihre Stimme klang fast hart und abweisend:

„So! Dann will ich eine Erklärung versuchen, Herr Baron! Die Liebe, die selbstlos und höchste Selbstsucht doch sich wie der Schleier der schaumgeborenen Göttin um zwei Wesen schlingt und beide zu gleicher Zeit und gleich beglückt, ist eine Erfindung der Dichter, weiter nichts. Außer den Dichtern gibt es noch unglücklich angelegte, maßlose oder unselbstständige Menschen, welche stets aus sich herausdrängen, deren Phantasie, um nicht Herz zu sagen, stets einer Stütze außer sich selbst bedarf. Diese putzen sich

das nächste beste Geschöpf, sei es so gut oder so werthlos, wie es wolle, zum Götzen heraus mit dem, was ihnen und bloß ihnen allein gehört, bis das in der Gewohnheit erkaltete Herz keinen Schmuck mehr zu verschenken hat und Göze und Gözendiener sich an-gähnen in unsaglicher Langweile. Das ist die Liebe oder was man so nennt!“

Gräfin Ernestine schwieg. Ihr Gesicht sah aus, als zähle es dreißig Jahre; die Mundwinkel lagen tiefer als je. Der Arm war der Länge nach auf dem Tischchen ausgestreckt; der braune Ärmel war darüber gefallen und bedeckte ihn. Die ganze Gestalt schien in sich zusammengebrochen.

Tondern schaute fast erschreckt auf sie. Die Rollen waren getauscht. Es war ihm plötzlich, als hänge das Glück seines Lebens daran, dieses schöne, liebreizende Wesen mit dem erkalteten Herzen wieder aufzu-erwecken zu nie endender Seligkeit. Und doch war er gekommen, bloß um im Kampf gegen seinen Vater eine Bundesgenossin und das Ohr des Königs zu gewinnen.

Auch seine Stunde war da. Er liebte Ernestine.

„Und von jenem sich selbst Vergessen im Glück des Andern, von jenem innigen Doppelleben zweier

Seelen, wo eine sich an die andere schmiegt und an ihr sich festklammert, sei es auch in Täuschung über ihren Werth — was ist Werth anders, als was man dazu macht? — von dieser Liebe haben Sie nichts geahnt?“

Baron Tondern war aufgesprungen und stand eine Zeit lang mit verschlungenen Händen wie beschwörend vor der jungen Dame. Dann machte er einige Schritte unruhig durch das Zimmer.

„Das ist nicht wahr! Das ist nicht Ihr Ernst! Solche Anschauungen sind unnatürlich, sind — verzeihen Sie mir — absurd bei einem so jungen Wesen ohne Erfahrung.“

Ein fast idealer Schimmer lag über den bleichen Zügen des Barons; vielleicht zum ersten Mal in zehn Jahren sprach er derb und aufrichtig die Wahrheit. Die Liebe hatte ihn so sprechen gelehrt. Und Alles, was er sonst gedacht und geplant, hatte er glücklich vergessen.

Die Gräfin schaute klar und kühl in den Wetter-  
schein der Leidenschaft.

„Man macht die Erfahrungen nicht blos an sich allein, Tondern! Uebrigens haben Sie mich nicht zu Ende gehört, Baron. Es gibt ja Wesen, für welche es auch die Liebe gibt, die Liebe, proprement dit.“

Vielleicht habe auch ich zu jenen Wesen gehört — was wissen Sie davon! Vielleicht habe auch ich mir meinen Götzen mit dem Flittergold der eigenen Seele ausgeschmückt, und rascher, als es sonst geschieht, ist jener Schmuck entführt. Vielleicht lag das einzig an mir. Gleichviel, es kommt ja schließlich auf dasselbe hinaus, ob man unglücklich ist, oder sich dazu träumt, ob man sich in Seligkeiten hineinlügt; nur selbstgefällige glückliche Narren machen einen Unterschied. Aber ich habe einen andern Factor gefunden, der Alles ausgleicht — den Verstand. Er wird mir keine glücklichen Täuschungen gestatten, aber er wird mich auch nicht elend machen. Und das gelehrige Herz wird sich endlich auch überreden lassen, den Mann, den der Verstand ihm vorschlägt —“

„Zu lieben?“ fragte Tondern, und sein Athem stockte.

„Das nicht, aber zu heirathen.“

Baron Tondern stand lange, seiner Bewegung nicht mehr mächtig, vor Ernestinen.

„Sie wissen“, begann er endlich wieder langsam und mit Betonung, „daß ich, seit ich Sie gesehen, kein höheres Glück ersehne, als Ihr Gatte zu werden.“

Er log, aber er glaubte die eigene Lüge; es schien ihm unmöglich, daß er Ernestine nicht immer geliebt habe.

„Ich will es Ihnen glauben, da Sie mir's sagen.“

„Darf ich hoffen, daß Ihr Verstand meinen Wünschen bei Ihrem Herzen zu Hülfe kommen werde?“

Der Freiherr kniete nieder und führte die Hand der Comtesse, die bleich und schlaff herabhing, an seine Lippen. Ihr Gesicht glich in diesem Augenblick dem einer Sterbenden, und die andere Hand preßte sie ans Herz, als ob es sie schmerze.

Tondern bemerkte es nicht; als er sich erhob, hatten ihre Züge schon wieder den gewohnten ruhigen Ausdruck angenommen.

„Sie [werden nach Berlin gehen; das Leben in Berlin nennt sich geistig belebter als bei uns“, nahm die Comtesse in ruhigem Gesellschaftston das Gespräch wieder auf, als wolle sie mit dem Verstande die schwüle Atmosphäre zerstreuen, welche die Unterhaltung von vorhin in dem zierlichen Raum zurückgelassen hatte. „Und soviel ich selbst während meines dortigen Aufenthaltes mit Papa kennen lernte, hat man auch ein Recht dazu, wenn man dem disciplinirten, auf Zweck und Repräsentation dressirten Geist vor der sogenannten Genialität den Vortritt lassen will. Sie werden dort selten zündende frappante Ideen, neue Anschauungen zu hören bekommen, aber es wer=

den Ihnen viel weniger geradezu albern redende Menschen begegnen, und selten macht sich dort die mittelmäßige Subjectivität so unangenehm breit auf Kosten Anderer als in Süddeutschland. Dem Süddeutschen sind die eigene Person, die eigenen Anschauungen, die eigenen Erlebnisse das interessanteste Thema; er spricht, wo es angeht, zumeist von sich, mit viel Humor und Geist zuweilen, aber doch von sich; der Norddeutsche spricht über einen Gegenstand, den er für beide Theile gleich interessant hält."

Vollkommen ohne Fassung saß Angelo vor der Dame, die so eben die höchsten Probleme des menschlichen Herzens berührt und mit bebender Stimme ihm die Aussicht auf ihre Hand gewährt hatte und nun ruhig, sicher und scharf von den gesellschaftlichen Unterschieden Nord- und Süddeutschlands reden konnte.

"Und dennoch ist bei uns die norddeutsche Art sich zu geben nicht beliebt", kam der Baron glücklich mit seiner Redensart zu Stande, als er die Augen der Gräfin kalt und wie spöttisch auf sich ruhen fühlte.

"Das ist nur natürlich", fuhr die Comtesse in demselben kühlen Tone fort. "Da der Norddeutsche im Verkehr viel sachlicher ist und weniger an sich denkt, so ist es ihm, auch wenn in dem betreffenden Fall der Einzelne geistig niedriger steht, verhältnißmäßig leicht,

unsere Landsleute zu übersehen und ihnen mit der Sache die Ausführung über die Person zu kreuzen. Das erscheint nun dem Süddeutschen arrogant, kalt, gemüthsdürr; die süddeutsche Gemüthlichkeit, die dem kalten Wiß so viele Blößen bietet, fühlt sich unsicher, empfindlich gegenüber einer gewissen, wenn auch noch so sterilen Schlagfertigkeit, zu welcher die norddeutsche Gesellschaft traditionell erzogen ist. Und im Allgemeinen findet man im Norden mehr Erziehung."

Gräfin Ernestine seufzte auf, als ob sie mühsam ein Gähnen unterdrückte.

"Das Alles gefällt mir besser, als jene Herzensgüte und Romantik, die an sich selbst nicht glaubt. Sie dürfen sich Glück wünschen, Baron, daß Sie gerade nach Berlin kommen! Es war ja auch noch eine andere Persönlichkeit beim Könige in Vorschlag gebracht, wenn ich recht unterrichtet bin?"

Tondern hatte seine Fassung wiedererlangt.

"Man hat Ihnen die Wahrheit gesagt, Gräfin", antwortete er, die Blicke fest auf sie gerichtet, als wolle er jedes Zucken ihres Herzens erspähen; "Ulrich von Helmberg hat jedoch abgelehnt, aus politischen Gründen, wie er sagt."

"Aus politischen Gründen? Sie betonen das so sonderbar, Baron, als wüßten Sie andere?"

„Helmberg erzählt sie mit echt süddeutscher Gemüthlichkeit Jedermann, der sie hören will, so sehr privater Natur sie auch sind.“

„Sie haben eine ganz außerordentliche Gabe, unsere weibliche Neugier aufs höchste zu spannen, Tondern!“ scherzte Gräfin Ernestine mit fast unheimlicher Heiterkeit.

„Nun ja“, sagte Tondern, und in seinem halbgeschlossenen müden Blick schimmerte etwas wie Schadenfreude, sich jetzt für die politisch-socialen Vorlesungen rächen zu können, mit der seine Aufwallung, die erste seit Jahren, gedämpft worden war. „Nun ja! Helmberg will eben in der Nähe der hübschen Schauspielerin bleiben, die ihn vollständig in Fesseln geschlagen hat. Denn Fräulein Meta King hat ihre Gründe, nicht nach Berlin zu wollen, wo sie einmal wegen einiger zu kühnen Attaquen auf die Börse eines hochgestellten jungen Mannes ausgewiesen wurde. Infolge dessen schlägt ihr getreuer Ritter die Sendung nach Berlin und damit seine ganze künftige Carrière in den Wind; denn das Oberststallmeisteramt ist verlorene Zeit, ein Ruheposten, auf dem ein junger Cavalier nichts lernt, als was er kennt, und nichts wird, als was er längst gewesen ist.“

Die Spitze traf; Ernestine hatte das rasche Wort

verlernt; sie sah nachdenklich vor sich nieder und sagte:

„Der Graf von Helmberg handelt sehr unflug und wenig seinem Stande angemessen.“

„So streng möchte ich nicht sein, Gräfin! Jedem steht es in solchen Dingen frei, seinem eigenen Kopfe zu folgen, und sei dieser so sonderbar als möglich eingerichtet, solange er Niemand verpflichtet ist und nur sich selber schadet.“

„Solange er Niemand verpflichtet ist und nur sich selber schadet!“ wiederholte Ernestine wie im Selbstgespräch und als habe sie die Anwesenheit des Mannes längst vergessen, der ihr, Wuth im Herzen, mit zusammengepreßten Lippen und lauernden Blicken gegenüber saß. Dann erhob sie rasch das feine Gesicht. „Im andern Falle wäre er ein Knabe, ein Erbärmlicher, nicht wahr?“

Düster und in sich zusammengefauert saß der Baron.

„Vielleicht! Jedenfalls würde er nicht einmal Ihren Zorn verdienen.“

„Meinen Zorn? Wer spricht von mir? Warum sprechen wir überhaupt so viel von Helmberg?“

„Sie sind es, Gräfin, welche von ihm redet — ich gebe Antwort.“

„Ja, ja, Sie haben Recht! Sie wissen, wir sind Gutsnachbarn; wir verkehrten viel. Es macht immer einen fatalen Eindruck, wenn man hört, daß Jugendfreunde in schlechte Gesellschaft gerathen sind. Er war heiter und froh, wenn er zu uns kam, nur etwas zu lebhaft; nichts im Zimmer war vor seiner Unruhe sicher. Einmal warf er Mamas große Stagère um in seiner Hast, daß fast alle die japanesischen Seltenheiten zerbrachen, die darauf standen. Von jener Zeit an fühlte ich immer eine gewisse Beängstigung, wenn er mit hastigen Schritten und flirrenden Sporen durch unsern Salon dröhnte. Außer sich konnte er aber gerathen, wenn wir seine neuesten Lieblingsdichter nicht gelesen hatten.“

In die hastige, verlegene Unsicherheit, mit der Ernestine alles das sagte, mischte sich etwas von dem ursprünglichen Reiz jener Erinnerungen; denn während ihre Lippen sich ob der polternden Idealität ihres Jugendfreundes verächtlich herabzogen, rötheten sich die Wangen leicht und in ihren Augen blitzte ein flüchtiger Strahl jenes ausgelassenen Jugendmuthes, in dem sie einst mit „Nachbar Ulrich“ über Gräben und Hecken gesprungen war.

„Jene Eindrücke müssen sehr mächtig gewesen sein, da sie Ihnen jetzt noch so lebhaft gegenwärtig

find“, sagte Angelo von Tondern traurig; aber in seinem Herzen kochte bitterer Groll gegen den einstigen Bagen, der immer den Vorrang vor ihm hatte und ihm überall und in Allem entgegentrat.

Ernestine machte eine Bewegung, als habe sie einen lästigen Alp abzuschütteln; ihre braunen Locken zitterten, ihr Mund lächelte.

„Bah, Tondern! Der einzige Eindruck, den er mir zurückgelassen hat, ist der, daß ich alles Zerbrechliche hübsch beiseite räumen würde, wenn ich wüßte, daß er käme!“

„Nicht vorlassen wäre einfacher“, meinte Baron Tondern ernst.

„Nicht vorlassen? Nein! Dann würde alle Welt glauben, mein Herz sei jenes Zerbrechliche!“

Tondern lachte, aber es kam ihm nicht recht von Herzen. Auch entsprachen Ernestinens Züge nicht ganz ihren Worten.

„Warum lachen Sie?“

„Weil Sie so geistreich spotten!“

Ernestine sah ihn fast erschreckt an.

„Spotte ich? Ja, in der That, ich spotte! Und dennoch ist mir's unangenehm, wenn Sie lachen und nicht gut von ihm reden, Tondern. Wir bleiben ewig Kinder! Ulrich war Ihr Freund!“

„Auch der Ihre, Gräfin.“

„Gewiß! Warum soll ich's auch verbergen, daß ich's weiß? Wer könnte auch Ihnen etwas verbergen, Tondern! Der Graf erzählte es nicht Jedermann, der es hören wollte, wie sehr er mich verehere, wie jetzt — wie jetzt von — wie heißt doch die Dame? — von Demoiselle Ring. Wie die alten Ritter weihte er sich meinem Dienst und Schutz; alle Gedichte, die er gelesen, trug er mir vor mit einem Pathos, vor dem die Hallen zitterten. O, das war etwas ganz Anderes als Ihre hypokritische Galanterie, Tondern, die sich bisher immer den Rückzug offen hielt, um jedem Refus auszuweichen!“

„Um zu vermeiden, mich lächerlich zu machen, Comtesse! Meine Worte sind weniger pathetisch, aber echter! Ihr Verstand wird das nur billigen!“

Ernestine stand auf und reichte dem Baron die Hand.

„Mein Verstand! Es ist freundlich von Ihnen, daß Sie mich daran erinnern haben! Das Pathos übt immer eine gewisse Macht aus auf das Unbewußte in uns, selbst in der Erinnerung!“

„Und auf die goldenen Flitter des Herzens“, kreuzte Tondern das halbe Geständniß Ernestinens.

„Mit Ihrer Hülfe wird es mir vielleicht gelingen,

diese Flitter in die gewöhnliche gangbare Münze des Lebens umzuprägen. Ich brauche einen klugen Mann, Tondern. Und Sie sind klug, fast so sehr wie meine Mutter, und meine Mutter ist sehr klug!"

Ernestine seufzte tief auf und ließ ihre Hand lange in der ihres Verlobten, ohne Beben, ohne Zucken — schmal, bewegungslos und kalt.

„Bin ich sicher, Excellenz Ihre gnädigste Frau Mutter nicht zu stören, wenn ich ihr morgen meine Aufwartung mache?“

„Meine Mutter wird sich freuen, Sie zu empfangen. Sie war schon der Herold Ihrer Vorzüge, lange bevor ich mir selber klar war. Sie hat eine hohe Achtung vor Ihren Fähigkeiten.“

„Sehr gütig! Ich bitte, Excellenz darauf vorzubereiten, daß ich Sie morgen bitten werde, mich als Dero gehorsamen Sohn betrachten zu dürfen.“

„Sie dürfen es!“

Baron Tondern beugte sich noch einmal auf Ernestinens Hand, um sie zu küssen; dann ging er, seiner Sache sicher, aber seines Glückes nicht froh.

Ernestine blieb allein.

Nach Art der Bräute hätte sie zu ihrer Mutter eilen und ihr die freudige Botschaft mittheilen sollen. Ernestine dachte, dazu sei morgen noch Zeit, eine

Stunde bevor der Baron kommen würde. Ihre Mutter hatte diese Verbindung gewollt; von ihr war kein Widerspruch zu erwarten.

Der Vater Ernestinens wußte von nichts. Nur seiner Gedankenwelt und dem höheren Anekdotenflatsch der „Gesellschaft“ lebend, verlangte er von seiner Familie in der Regel nichts, als daß sie ihm zuhöre. Wollte die Gräfin oder Ernestine etwas ernstlich mit ihm berathen, so hatte er gewöhnlich so weit von der Sache abschweifende, unmöglich auszuführende Ideen, daß Gattin und Tochter aus stillschweigender Uebereinkunft ihn in allen Fällen, wo er schaden konnte, einfach aus dem Spiele ließen, bis sie mit einem *fait accompli* vor ihn hintreten konnten. Dieses ließ er sich anfangs überrascht gefallen, bis er am zweiten Tage entdeckte, daß ja die Idee eigentlich von ihm ausgegangen und nur noch am Detail der Ausführung da und dort etwas auszufügen sei. Am dritten Tage endlich hatte sich der Oberceremonienmeister Initiative und Ausführung mit allen ihren Details glücklich angeeignet; er sah darin eine neue Bestätigung seines niemals angezweifelten Esprit, und sein Entzücken erreichte den Höhepunkt. Daher kam es, daß der geistreiche Mann auch nicht für stimmberichtig angesehen wurde, als es sich um die Wahl eines

Bräutigams für seine Tochter handelte. Verwandelte Graf Tegernheim ja die Situation so vollständig, daß er dann und wann im engsten Familienkreise den Grafen Ulrich in ganz unzweideutiger Beziehung erwähnte, was das unbewegliche Antlitz der alten Gräfin noch steinerner machte und um Ernestinens Lippen einen bitteren Zug legte, von dem man nicht wußte, ob er dem Schmerz oder dem Zorn angehöre.

Ernestine hatte also keine Eile, das wichtige Ereigniß zu verkünden; Cousine Eva war ausgefahren, ganz allein und schmollend, nachdem sie die Comtesse mit Thränen in den Augen um Vergebung angefleht und ihr vergeblich versprochen, nur im allerfürzesten Galopp zu fahren; und seit lange waren die wilden Hufschläge der Ponies in den Wegen des Parks verhallt.

Und wäre Eva auch dagewesen, Ernestine hätte sie doch nicht zu ihrer Vertrauten gemacht; ein glühendes Roth schoß sogar über ihr Gesicht, wenn sie daran dachte, daß Cousine Eva früher oder später doch erfahren mußte, daß und mit wem sie Braut sei.

Mit langsamem, schleppendem Schritte ging Ernestine zu ihrer Etagère und frante unter den hundert niedlichen Sachen, die dort standen. Da kamen japanesische Spielereien zum Vorschein: ein Kästchen von

seltenem Holz, mit glänzenden Steinen und Gold kunstvoll eingelegt; aber der Deckel war zersprungen und hatte einen Theil seiner Blumen verloren; der Fächer, den sie jetzt ergriff, war an mehreren Stellen geknickt, und als sie die zierlich geschwungene, mit japanesischer Schrift bemalte Base ergriff, fiel ein lose befestigtes Stück daraus flirrend zu Boden.

Ernestine ließ es liegen, und das Andere wanderte ins Feuer, daß die Flamme hoch aufsprühte.

Es waren die letzten Erinnerungen an die umgestürzte Stagère ihrer Mutter.

Dann trat sie an ihr kleines, an roth und si berenen Schnüren hängendes Bücherbret, wo in prächtigen Einbänden die Diamantausgaben salonfähiger Dichter standen.

Sie griff nach einem derselben; es war Graf Moriz Strachwitz. Sie schlug das ziemlich abgegriffene Büchlein auf. Ganz vorn in der Ecke stand vergilbt, doch mit fester derber Junferhand: Graf Ulrich Helmberg.

Das Buch bebte in Ernestinens Hand. Hastig blätterte sie weiter; aber man entflieht ihnen nicht, den Geistern dessen, was man gewesen. Bei einem verblaßten grünen Bande hielt sie inne dort stand des ritterlichen Poeten vielleicht schönstes Lied, das sie so

oft mit dem donnernden Pathos einer zwanzigjährigen  
Stimme gehört!

Mein altes Roß,  
Mein Spielgenoss',  
Was siehst du mich wiehernd an?  
Deine Sehne wie lahm!  
Meine Seele wie zahm!  
Wir reiten nicht mehr hindann.

Du schüttelst das Haupt,  
Deine Nüster schnaubt —  
Ich glaube, du träumst, Kamerad!  
Wir flogen zusamm'  
Ueber'n Bergeskamm  
Den alten geliebten Pfad.

Ein knarrendes Thor —  
Du scharrst davor,  
Deine schäumende Stange tropft —  
Ein rauschend Gewand,  
Eine weiße Hand,  
Die den funkelnden Hals dir klopft.

Es stäubt der Kies —  
Schlaf' süß — schlaf' süß!  
Und hinaus in die blauende Nacht —  
Ueber'n thauigen Rain  
Im Mondenschein  
Dahin mit Macht, mit Macht!

Verhängt den Saum —  
 Im Herzen den Traum,  
 Auf der Lippe den letzten Kuß —  
 Dumpfschallender Huf  
 Und Wachtelruf  
 Und fern ein rauschender Fluß.

Der Nachtwind haucht,  
 Das Mondlicht taucht  
 In das silberne wogende Korn.  
 Voll blüht der Mohn  
 Und mit schläfrigem Ton  
 Flüstert der Hagedorn.

Einen letzten Blick  
 Zurück, zurück  
 Auf der Liebsten schlafendes Haus.  
 Mein Kamerad,  
 Wie schad', wie schad' —  
 Das Alles, Alles ist aus.

Mein Kamerad!  
 Den geliebten Pfad,  
 Den hat verwehet der Schnee —  
 Und das Thor verbaut,  
 Und verloren die Braut,  
 Und mein Herz so weh — so weh!

Nur mühsam hatte Ernestine die letzten Zeilen  
 entziffert — die Verse verschwammen in Thränen.  
 Unwillig schüttelte sie den Kopf und mit trozigem

Lachen warf sie das Buch ins Feuer. Die Blätter  
 hauchten sich ächzend auf; die goldgepreßten Deckel  
 falteten sich von selbst auseinander, wie die Fittige  
 eines in Todesqual verendenden Lebens, und hoch-  
 auflohernd schlug die Flamme darüber zusammen.  
 Dann sank sie und erlosch; ein Häuflein dunkler Asche  
 war noch übrig, auf dem die rothen Funken fiebernd  
 irrten, im Sterben noch von dem, was einst ihr  
 theuer, ein zitternd wehmuthsvolles Abschiedswinken.

Ernestine stand vor dem Kamin und sah hinein,  
 bis der letzte der Funken erloschen war. Dann sank  
 sie bleich in einen Fauteuil, und wie die Stimme W-  
 rich's drang's durch ihre traumbefangenen Sinne, so  
 leise und todestraurig:

Wie schad' — wie schad' —  
 Das Alles, Alles ist aus.

---

## Sechstes Kapitel.

### Das dunkle Geschenk.

Angelo von Tondern war zu Hause angelangt. Zum ersten Mal kannte er jetzt die Liebe, wie er nie daran geglaubt. Als er zu Ernestinen ging, hatte er sich in ihr nichts gewinnen wollen als ein williges Werkzeug für seine Pläne, eine Waffe gegen Vater und Bruder. Nun, da er von ihr zurückkehrte, war sie der Zweck seines dunklen Lebens geworden; mit wilder Angst dachte er an die Möglichkeit, daß die Entscheidung des Königs vielleicht zu früh und gegen ihn erfolgen und ihn an den Rand des Glends bringen könne, das ihn auch von Ernestinen trennen mußte. Seine zahlreichen Gläubiger waren bis jetzt nur durch die Erwartung, daß er alleiniger Erbe seines Vaters werde, zurückgehalten worden, ihm Verlegenheiten zu

bereiten; denn wenn er auch Majoratsherr blieb, so reichten seine Einkünfte in zwanzig Jahren kaum zur Bezahlung dessen hin, was er in einem rasch verbrauchten verschwenderischen Jugendleben ausgegeben. Und er mußte auf demselben Fuß weiter leben, wollte er nicht einen Theil seines Einflusses verlieren und damit eine seiner schärfsten Bertheidigungswaffen aus der Hand geben. Kam es so weit, so konnte der gesellschaftlich Entehrte auch seine diplomatische Stellung nicht mehr einnehmen. Er gab sich keinen Augenblick einer Täuschung hin, daß Ernestine, welche nach eigenem Geständniß bloß durch Verstandesrücksichten bewogen ward, ihn zu heirathen, ihm nicht folgen werde in Schmach und Elend.

Und er wollte sie besitzen; mit der ganzen Kraft seiner finstern Seele flammerte er sich an diese Leidenschaft an, die erst seit wenigen Stunden zu seiner Erkenntniß gelangt war; nun bekämpfte er Vater und Bruder um Ernestinens willen.

Bis jetzt hatte er kalt und rücksichtslos seinen Weg verfolgt, trotzdem er über das Glück und die Ehre seiner Familie führte; aber er hatte diese nicht gehaßt — jetzt haßte er sie.

Immer heftiger wurde seine Angst und mit ihr sein Zorn; er dachte an die letzten abweisenden

Worte des Königs, an einige Andeutungen, die er vernommen, wonach sein Vater um eine Audienz nachgejucht habe, die ihm gewährt worden sei, und dazu kam das Gefühl, daß er dem jungen König damals die Angelegenheit in manchen Einzelheiten falsch dargestellt habe.

Angelo, dem seine Ruhe und Kälte bis jetzt in dem Streite mit seinem Vater ein so großes Uebergewicht gegeben hatte, war plötzlich unstät und schwankend geworden. Siedend heiß und sich überstürzend stürmten ihm die Pläne zum Gehirn, und dazwischenmischte die wiedererwachte Phantasie des verwöhnten Mannes ihre Träume von Pracht und Lust an der Seite Ernestinens; die Begier stachelte den Haß und die Furcht trieb ihn zu immer tolleren Sprüngen.

Angelo von Tondern hatte, so wenig er sich zu beherrschen vermochte, ein dumpfes Urtheil über seinen eigenen Zustand, und das ängstigte ihn wieder, denn er fühlte, seine Sache war verloren, wenn er den Kopf verlor.

In dieser Stimmung trat er in die Wohnung, welche er in einem der das Schloß umgebenden halbbäuerischen Logirhäuser genommen.

Seine Fenster gingen auf den See, der dunkelgrün und regungslos zwischen reichbelaubten Hügeln

träumte, über denen die zackige Gebirgskette duftig verdämmerte — ein Bild, wohl würdig, sich ganz darein zu versenken, wie es der lange Bursche zu thun schien, der in grauer, grünverschürter Jägeruniform am Fenster stand, die eine Hand geballt am Sims, mit den braunen Fingern der andern am Horngriff seines Hirschfängers spielend.

Als der Mann sich beim Eintritt des Barons umwendete, bewies der Ausdruck seines Gesichts, daß er eher an alles Andere, nur nicht an den stillen Frieden dieser herrlichen Landschaft gedacht hatte.

Es war der Grüne, wie ihn der Christian Wallauer beim Kegelspiel getauft. Thomas Grundner, der Leibjäger, der, wie sein Herr, nicht gern verlor und die Beweise davon in Gestalt einer blutrünstigen blauen Geschwulst deutlich auf der Stirn trug.

Der Bursche, der seit Jahren seinen Herrn auf dessen Reisen begleitet hatte, um viele seiner Geheimnisse wußte und sich daher etwas erlauben durfte, blieb mürrisch in der Mitte des Zimmers stehen, nachdem der Baron eingetreten war und sich finster in die Ecke des schlechten Sophas geworfen hatte.

Nach einer Weile blickte Angelo auf.

„Was machst Du da?“ Und als Thomas mürrisch schwieg, begann sein Herr wieder mit einem scharfen

mißmuthigen Blick: „Wie siehst Du aus! Hast Du wieder einmal gerauft? Hier in Fels kann ich keinen Skandal brauchen, hörst Du!“

Der Grüne blickte trozig auf und fragte:

„Gibt's noch einen jungen Herrn von Tondern?“

Baron Angelo zuckte zusammen.

„Du bist unverschämt, Thomas! Wie kommst Du zu dieser Frage?“

„Ich will Ihnen Alles erzählen, Herr Baron, nur sagen Sie mir, ob es noch einen jüngeren Herrn von Tondern gibt?“

„Nein.“

„So hab' ich doch Recht gehabt!“ seufzte der Thomas tief auf. „Jetzt kann ich's ja sagen. Einer, den sie den Bruder meines gnädigsten Herrn g'heiß'n hab'n, hat mich hinterrücks niederg'schlag'n, weil ich net g'litt'n hab', daß man sagt, es gäb' zwei junge Herrn von Tondern.“

Angelo wurde aufmerksam; bleich und erregt richtete er sich in der Sophaecke auf.

„Wer hat Dich niedergeschlagen?“

„Ein königlicher Bereiter, Johann Helmberg, den sie den Bruder des Herrn Baron und auch einen Herrn Baron heißen.“

Die Lippen Angelo's preßten sich zusammen.

„So? Und wie trug sich die Sache zu?“

„Nun, wie wird's g'wes'n sein!“ erzählte Thomas, den Ernst seines Herrn mißverstehend, achselzuckend und mit unsicherer Stimme. „Wir hab'n Regel g'schob'n und ich hab' sie alle hing'schob'n g'habt; da is auf einmal ein Reitknecht kommen, den keiner von den Herren Bedienten gekannt hat, und der hat's große Wort g'führt und auch mit'spiel'n wollen; ich bin dumm g'nug gewes'n und hab's gelitt'n und —“

„Haft verloren!“ bemerkte der Baron, vergeblich bemüht, unter einem wegwerfenden Ton das fieberhafte Interesse zu verbergen, welches ihm das Abenteuer seines Jägers einflößte.

„Ja, aber es is sicher nicht mit rechten Dingen zugegangen! Man schiebt net mir nix dir nix alle neune, wenn hundert Gulden stehen. Das is net in der Ordnung!“

„So! Das ist mir gleichgültig, Thomas! Ich wollte wissen, wie Du zu der Beule kamst.“

„Verzeihen's, ich bin schon dabei“, fuhr der Jäger, seine Hitze mäßigend, fort. „Wie der herg'lauf'ne Stallknecht mich so mir nix dir nix um die hundert Gulden hat bringen woll'n mit Betrug, da bin ich halt auch fuchtig word'n und hab' ihm g'sagt: Ja, wer bist Du denn eigentlich, Du? Und da hat er mir

geantwort't: Der Bediente vom jungen Herrn von Tondern. Da hab' ich ihm g'sagt, daß es blos einen jungen Herrn von Tondern gibt und daß der mein Herr is, und da hat der Lump gleich zug'schlagen. Wie ich ihn so grad' recht beim Kravatt'l g'hab't hab', da is auf einmal —"

Thomas stockte und sah unschlüssig auf seinen Herrn.

„Weiter!“ mahnte dieser.

„Da is auf einmal ein kleines Mann'l über'n Zaun g'sprung'n und hat mich mit einer großmächtig'n Pistol'n niederg'schlag'n, daß ich Hör'n und Sehn verlor'n hab! Und wie ich wieder aufg'wacht bin, da sind's fortg'wes'n, und die Kef'l, die Kellnerin, hat mir g'sagt, daß sie noch recht g'lacht hab'n über mich und meinen Herrn Baron.“

Thomas schwieg und wartete auf eine Antwort seines Herrn. Als dieser nur bleich und finster lächelnd vor sich niedersah, mißverstand Thomas die Lage abermals und stotterte unsicher hervor:

„Ich hätt' mich g'wiß net so niederschlag'n lass'n, wie 'n Och's an der Schlachtbank, wenn's net der Bruder vom Herrn Baron g'wes'n wär'.“

Angelo von Tondern hob sehr rasch den Kopf und blickte seinen Jäger bezeichnend an.

„Ich habe keinen Bruder!“

Eine düstere Freude zuckte über das Gesicht des Jägers, welches bei weiblichen Wesen seiner Klasse für schön galt und das doch mit den kleinen Augen, der breit zulaufenden Nase und dem starken Munde von Rechtswegen sehr gemein und roh zu nennen war.

„Wenn ich das g'wußt hätt'!“ seufzte der Jäger ingrimmig und griff nach seinem Hirschfänger, noch immer ungewiß, wie sein Herr es meine.

Dieser sah ihm aufmerksam und ernst in die Augen.

„Du weißt es jetzt, Thomas.“

Der Baron war sehr bleich und unruhig geworden in seiner Sophaecke; er wechselte mehrmals die Farbe und in seinen Augen glühte ein unheimliches Feuer, vor dem der Jäger die kleinen Augen zwinkernd schloß.

„Der Herr Baron“, begann Thomas endlich wieder mit unsicherem, erregtem Ton, als leide er an Athemnoth, „der Herr Baron können's net leid'n, wenn man sagt, es gäb' noch einen jungen Herrn von Tondern —“

Die Blicke des Barons blieben gleich denen einer Schlange, die ihr Opfer beherrscht, auf den zwinkernden Augen des Jägers haften.

„Aberdings ist mir das nicht angenehm.“

Die Aufregung des Jägers wurde immer größer.

„Wissen's, Herr Baron, daß ich früher einem Jeden den Hirschfänger im Leib umg'lehrt hätt', der so mit mir umgang'n wär'?“

Die Augen des Barons funkelten wie die eines Raubthieres; schnaubend und ungestüm blickte der Jäger im Zimmer umher.

„Ich glaub' es und kann Dir nicht Unrecht geben“, sagte der Baron.

Thomas wischte sich mit der braunen Hand den Schweiß von der Stirn. Dann fragte er mit stockender, tonloser Stimme:

„Der Herr Baron können Ihnen — will sagen den Bereiter auch nicht leiden?“

„Ich habe ihn lange nicht gesehen“, sagte der Baron mit erkünstelter Gleichgültigkeit; „aber es kann mir nicht angenehm sein, daß er sich für meinen Bruder ausgibt und mit mir mein Eigenthum und meinen Namen theilen will.“

„Der schlechte Kerl!“ sagte Thomas mit mehr Ueberzeugung als Höflichkeit. Dann fügte er lauernd hinzu: „Da wär's ja viel besser für meinen Herrn, der Kerl wär' todt!“

Wieder schoß ein versengender Blick aus den

Augen des Barons; diesmal hielt der Leibjäger ihn aus.

„Das wäre allerdings besser“, entgegnete der Baron dumpf.

Der Jäger schwieg eine Weile und lachte ein paar- mal halblaut und höhnisch vor sich hin; seine harten langen Finger öffneten und schlossen sich krampfhaft.

Der Freiherr war tief in Gedanken versunken, aber es waren unheimliche Gedanken, die über sein Antlitz zuckten, und manchmal schien er innerlich zu erschrecken.

Der Jäger unterbrach zuerst das Schweigen. Er sah sich scheu um und seine Stimme klang flüsternd, als fürchte er gehört zu werden.

„Nächste Woch' soll es große Festlichkeiten geb'n in Fels, hab' ich von 'nem Hoflakai g'hört, mit dem ich immer Regel spiel'. Auch eine große Sauhaß woll'n s' halten im Wald, wo Alles der wilden Sau nachreit't über Stock und Stein. Weil nicht g'nug Cavalier' da sind, so hat der König befohl'n, daß alle Bereiter rothe Fräck anziehn und mitreit'n soll'n. Und Alles, was ein G'wehr trag'n kann, soll hohe gelbe Stiefel und grüne Röck' anthun und große Dreispiz' und Ber- rüch'n aufsetzen und die Jägerburschen vorstell'n, wie sie vor alters g'wes'n sin, und alle Bauern aus der

Gegend soll'n treib'n. Ich hab' den Sakai bittet, daß er mir auch so ein altväterisches Järgergewand'l und eine Perrück'n gibt und mich mitthun laßt, wenn's der Herr Baron erlaub'n. Das wird ein schönes Wirrwarr geb'n, wenn da Alles durcheinand der Sau nachrennt; da könnt' gar leicht einem Jägerbub'n das G'wehr losgehn und einen von den Rothen treffen, recht leicht!"

Ein leiser, immer heftiger werdender Frost schüttelte den Körper des Barons bei der Rede seines Jägers. Dicht vor ihm stand der Bersucher, tief und schwer athmend unter der Wucht des eigenen finstern Plans — die Sache war verführerisch einfach; das wilde Gewühl der Jagd warf Alles durcheinander; der von dem Drängen des Jägers durchs Gebüsch unversehens aufgezugene Hahn schnappte nieder, der Schuß ging los und traf den Reiter, der zur Seite ritt. Wer hatte gesehen, daß der Kolben unmerklich zur Seite gedrückt und dem Rohr die Richtung gegeben wurde nach dem rothen Rock? Es war eben ein Unglück, wie sich leider auf der Jagd so viele ereignen, und der lästige Eindringling war für immer beseitigt, lag bleich und todt im Grase. Und wenn man den unvorsichtigen Schützen wirklich faßte, weil er vorher mit dem Bastard Streit gehabt

— Thomas Grundner war kein Schwäger, wo es sein Leben galt; und wenn er schwach wurde, was konnte er gegen seinen Herrn aussagen?

Der Baron hatte sein Zittern überwunden; er war zwar noch sehr bleich und seine Augen schienen größer geworden, doch fest und sicher stand er auf.

„Ich gebe Dir gern die Erlaubniß, an dem Spiel Theil zu nehmen“, sagte er freundlich.

Dann trat er an einen mit grünen Vorhängen geschlossenen Schrank, der seine Jagdgeräthschaften barg, die jeder Cavalier in die sprichwörtliche Einsamkeit von Fels mitbrachte.

Der Baron hob ein Gewehr heraus von alterthümlicher Arbeit, mit stark geschweiftem, dünnem Kolben und Lauf und Schaft mit Gold und Perlmutter reich eingelegt.

Des Leibjägers Augen blitzten, als er das kostbare Erbstück sah, das der Baron mit großen Kosten nach neuestem System hatte umändern lassen, daß es jetzt schoß wie die modernste Waffe.

„Das Gewehr mag gut zu dem dreieckigen Hut und zur Perrücke passen“, sagte er mit einem bezeichnenden Lächeln; „ich schenke es Dir. Ich weiß, Deine Hand ist sicher, doch merke, man darf bei dieser Waffe nie übersehen, daß der Abzug ungeheuer

leicht; das Streifen eines Blattes am Drücker — und der Schuß geht los! Das könnte leicht ein Unglück geben, Thomas! Also sei vorsichtig!“

Mit einem breiten, düstern Grinsen des Einverständnisses streckte der Leibjäger die Hand aus, der Baron hielt noch immer die kostbare Waffe fest und sagte:

„Es war früher Dein Wunsch, nach Amerika auszuwandern, Thomas. Ich hielt Dich damals zurück. Ich habe meine Meinung geändert; da drüben machst Du vielleicht Dein Glück; ich habe kein Recht, Dich daran zu hindern. Du hast mir treu gedient; wenn Du noch auswandern willst, sollst Du von mir so viel erhalten, daß Du Dir drüben ein hübsches Ackergut erstehen kannst.“

Der lange Thomas nickte und prüfte dann mit feinen braunen harten Fingern das Gewehr; er dankte nicht — Herr und Diener hatten sich verstanden.

## Siebentes Kapitel.

---

### Sie ist dumm.

Selten hatte Ernestine aus dem Munde ihrer Mutter ein herzliches Wort vernommen; Schweigen war das Höchste gewesen, was sie hatte erreichen können. Als sie ihrer Mutter jedoch anzeigte, daß der Freiherr von Tondern kommen werde, um in aller Form um ihre Hand anzuhalten, die sie ihm zugesagt, da betrachtete die alte Gräfin von Tegernheim einige Augenblicke aufmerksam das Antlitz ihrer Tochter; dann schloß sie dieselbe ceremoniös in die Arme und drückte einen Kuß auf ihre Stirn.

„Daran erkenn' ich mein fluges, liebes Kind! Ich bin über Dein Geschick beruhigt, Ernestine! Tondern ist ein Mann, der weiß, was er will, und seinen Weg rücksichtslos verfolgt, kein sentimentalischer Narr,

der heute vergißt, was er gestern gewollt, und den Jeder wenden kann, dem etwas daran liegt! Tondern kennt die Welt und darum auch den Werth einer klugen Frau, wie Du zu werden versprichst, Ernestine. Ihr seid beide klug und werdet Euch in einander finden, und das ist mehr werth als alle andern Thorheiten, mit denen man das Verhältniß zwischen Mann und Frau gewöhnlich aufpuken möchte. Zudem wird Tondern Carrière machen, und der König, der schon einmal für ihn Partei genommen, wird ihn auch fernerhin nicht fallen lassen.“

„Der König“, murmelte Ernestine und starrte vor sich hin.

„Er wird ihn nicht fallen lassen“, wiederholte die alte Gräfin bedeutsam, „und wäre es auch nur, weil er Dein Mann ist — die Augen einer Mutter sehen scharf.“

„Mutter!“ rief Ernestine unwillig und ihr Gesicht flammte. „Was sagen Sie da? Als sich der König auf dem Kammerball so lange mit mir unterhielt, sprachen wir von Musik, von Literatur; der König traf vielleicht bei mir auf Neigungen in diesen Kunst-richtungen, wie er sie selber hat; er vergaß einen Augenblick, daß hundert Augen mich neidisch betrachteten, daß hundert Ohren nach einem Wort von den

allerhöchsten Lippen lechzten, weil er das Interesse für sein Lieblingsthema bei einem andern Menschen wiederfand. Weiter war es gewiß nichts, Mutter!"

„Gutes Kind“, sagte die alte hohe Dame fast mitleidig und ihre welke, ringgeschmückte Hand legte sich wie kosend an die Wange der Tochter, daß diese vor der kalten Berührung erschreckt zusammenschauerte, „gutes Kind, weiter soll es ja auch nichts gewesen sein; aber es war genug, daß Majestät Dich nicht wieder vergißt, nachdem Du Dich einmal über das Niveau erhoben hast, welches täglich sein Auge interesselos und ermüdet streift. Wenn man erst von ihnen gekannt ist, hat man die erste Stufe erklimmen zu der Fürsten Gunst!“

Ernestine sah ihre Mutter ernst und bleich und mit großen Augen an.

„Man sagt, der junge König sei ein edler Mann; ich selbst weiß nichts Anderes von ihm als hochsinnige Worte. Dennoch glaube ich, daß mich, das Mädchen, seine besondere Gunst nicht heben würde in der Achtung derer, an deren Achtung allein mir liegt.“

Die Herzlichkeit, die wie Spätsommerglanz auf kahler Flur das harte Antlitz der alten Gräfin eine Weile überschimmert, schwand, und grau und schmal trat das kantige Profil der Excellenz hochmüthig vor

zwischen dem schlichten grauen Scheitel und den violetten Bändern ihrer Haube.

„Und wenn Du selbst eines Königs Gunst verschmähst, dem Dein Vater mit Ehrfurcht dient, so weiß doch Dein Mann vielleicht sie mehr zu schätzen.“

„Mein Mann!“

Ein Fieberfrost schüttelte Ernestinens hohe, schwächliche Gestalt, als sei der kühle Regenwind, der draußen in den Wipfeln des Parks sein Wesen trieb, hereingedrungen durch die Doppelthür, die auf des Hauses Marmortreppen führte und die ein galonirter Diener eben öffnete.

„Merci, mon ami!“ tönte Eva's muntere Stimme herein, bei deren Klang der strenge Zug im Antlitz der alten Gräfin herb und fast unversöhnlich wurde.

In der weit geöffneten Thür erschien Eva. Sie trug ein schwarzes Reitkleid, dessen Schleppe fast so lang war, wie ihre eigene kleine Gestalt hoch; ein niedriger Cylinderhut mit blauem Schleier saß fest auf ihren reichen Locken, und in der mit einem langen Stulphandschuh bekleideten Rechten hielt sie eine Reitpeitsche. Die zierliche, vom Handschuh entblößte Linke hob das Reitkleid vorn ein wenig, um das Gehen zu erleichtern.

„Chère nièce“, begann die alte Dame und er-

hob so hochmüthig und verweisend das Gesicht, daß Eva unwillkürlich im raschen Sturmschritt ihrer kleinen Füße inne hielt, „chère nièce! Sie finden uns hier in Gesellschaftstoilette im Salon; wenn Sie uns die Ehre Ihrer Gesellschaft erweisen wollen, so möchte ich Sie einladen, auf Ihren Zimmern vorerst Toilette zu machen. Sie können doch unmöglich mit Herrenhut und Reitgerte hier Besuche empfangen wollen!“

Eva hatte stehend die Rede ihrer Tante angehört, dann schüttelte sie lächelnd den Lockenkopf.

„Beruhigen Sie sich, liebe Tante! Ich habe nicht die leiseste Absicht, mit Ihnen hier gemeinschaftlich Staatsvisiten zu empfangen oder für jeden der Salons eine andere Robe anzuziehen. Ich werde mit Ihrer gnädigsten Erlaubniß sogleich wieder fortreiten; mein Pferd wird schon unten herumgeführt. Ich bin überhaupt nur gekommen, um Ernestine einen Hauptspäß zu erzählen. — Denke Dir, Ernestine, gerade an derselben Stelle, wo wir gestern das hübsche Pferd des jungen Bereiters fingen, begegnete ich — nun rathe, wem!“

Ernestine war in peinlichster Verlegenheit. Die scharfen Augen ihrer Mutter wurden immer größer vor Verwunderung.

„Denke Dir“, fuhr Eva fort, „an derselben Stelle

*D*

begegnete ich heute dem kleinen Bereiter und er ritt wieder den großen Schimmel, aber ausgezeichnet, sage ich Dir; man sollte gar nicht glauben, daß ein so kleiner Mensch ein so großes Pferd so gut reiten kann. Und was glaubst Du! er kannte mich wieder und grüßte, so tief, daß die Spitze seines großen Schiffhuts fast seinen Steigbügel berührte. Und noch Jemand war dabei, auf einem wunderbaren Goldfuchs, und der, nämlich der Jemand, grüßte auch; aber den nenn' ich Dir nicht."

Evchen, die mit gerötheten Wangen und blitzenden Augen diese ihre Erlebnisse mittheilte, trat ganz nahe an ihre Cousine heran und flüsterte laut genug, daß die Tante es noch hören konnte:

„Der Uly war's, der hier Oberststallmeister geworden ist, wahrscheinlich um in Deiner Nähe zu sein; und er kannte mich ebenfalls wieder und grüßte ebenso tief wie der kleine Bereiter. Uly kann noch nicht lange hier sein, sonst wäre ich ihm sicher schon einmal begegnet; denke nur, der liebe, gute, fröhliche Uly ist hier, und gerade so sieht er aus wie damals in Tegernheim, wo Ihr Euch immer vor mir verstecktet. Weißt Du noch, wie Ihr in die hohle Eiche krocht und mich weinend davor stehen ließt, wohl eine Viertelstunde lang? Grade so sieht er aus, nur stärker ist

er geworden; in der Eiche hättet Ihr beide wohl nicht mehr Platz; und brauner ist er, nicht mehr so weiß und roth wie damals, und sein Schnurrbart ist länger geworden. Lachen kann er aber auch nicht mehr wie sonst, er hätte doch lachen und auf mich zureiten sollen, als er mich sah, und mich fragen, wie es Dir geht. Aber er schien sogar zu erschrecken und schaute so furchtbar traurig drein — so traurig! Ich hätte ihn gern gefragt, was ihm fehle. Aber er grüßte mich so respektvoll, als wenn ich meine eigene Großmutter wäre, und ritt mit dem Bereiter vorüber. Und weißt Du, der sah ihm ähnlich wie ein jüngerer Bruder. Der gute Uly muß einen großen Kummer haben, Ernestine!“

Eva hatte im Eifer ihrer Rede und im sprudelnden Feuer ihres Naturells die Mitankwesenheit der alten Gräfin vergessen und so laut gesprochen und gelacht, als habe sie die frohe Begegnung mit Uly auch noch einigen Nebenzimmern mitzutheilen.

Ernestine war immer bleicher und erregter geworden und hielt sich zitternd an der goldenen Lehne eines hohen Sessels. Das Gesicht ihrer Mutter ward immer finsterer und kälter.

„Ich verstehe Dich nicht!“ flüsterte Ernestine.

„Aber ich verstehe das Fräulein von Wodny und

halte es für höchst unpassend, über den Gruß eines Fremden in Entzücken zu gerathen.“

„Aber Uly —“ stotterte Eva hocherröthend, denn die außergewöhnliche Härte in den Worten ihrer Tante und daß diese zum ersten Mal sie Fräulein von Wodny betitelte, machten sie doch tief betroffen.

„Wenn ich die unpassend vertrauliche Abfürzung recht verstehe, so meinen Sie den Grafen Ulrich von Helmberg. Nun ja, der Herr Graf ist uns ein Fremder; seine Conduite ist eine derartige, daß wir ihn seit Jahren nicht mehr empfangen.“

„Aber du mein Gott!“ jammerte Eva mit einem reizend consternirten Gesichtchen und faltete die Hände über der Reitpeitsche, „was hat denn der arme Uly verbrochen?“

„Seine Aufführung ist eine derartige, daß eine junge Dame von Stande sich nicht einmal danach erkundigt; und um alles Weitere abzuschneiden, theile ich Fräulein von Wodny mit, daß meine Tochter mit meiner Einwilligung gestern dem Herrn von Tondern ihre Hand versprochen hat.“

Die Berlegenheit Eva's wich dem zornigen Aufbruch, den diese Nachricht in ihr hervorrief, daß die ganze kleine Gestalt darunter erbehte.

„Den Tondern, den bleichen, finstern Gesellen sollst

Du zum Manne nehmen, Ernestine? Der nur ein hämisches Lächeln hat, wo Andere sich von Herzen freuen? Das ist nicht Euer Ernst! Tondern ist kein guter Mensch! Das darf nicht sein!”

„Fräulein von Wodny denkt es zu hindern?“ fragte die alte Gräfin mit verächtlichem Hohn.

Eva's kleine Gestalt reckte sich stolz in die Höhe.

„Ja, wenn das Wort einer treuen Freundin noch etwas über Ernestine vermag! Ich habe es schon lange gewußt, daß Du den Uly liebst, Ernestine; die Verzweiflung, in der ich Dich damals nach seinem Abschied überraschte, hat es mir hinreichend bestätigt. Und Du liebst ihn noch, was er auch gethan haben mag, und wirklich Schlechtes kann das nicht sein — Du liebst ihn noch, sonst ständest Du nicht da, so bleich und zitternd! Ich verstehe nichts vom Heirathen, aber ich denke, die Ehe muß etwas Schreckliches sein, wenn man sich nicht gern hat. Ernestine, Du liebst den Uly, ich seh' es an Deinen Augen, und er liebt Dich auch, warum war er sonst so traurig? — Heirathe den Herrn von Tondern nicht, Ernestine!“

Es war eine lange schwüle Pause, die nun entstand. Wie lebensmüde stützte sich Ernestinens hohe schlanke Gestalt mit den beiden vollen alabasterweißen

Armen auf die Lehne des Stuhls, fast erdrückt von ihrem Schicksal, unfähig selbst zu Thränen.

Draußen vor den hohen Rundbogenfenstern hatte sich der Himmel mit dunklen tiefhängenden Gewitterwolken überzogen, die pfeilschnell über den von den Bäumen des Parks engbegrenzten Horizont dahinfliegen.

Da ertönte wieder die kalte, abweisende Stimme der alten Gräfin, während dann und wann ein Windstoß an den hohen Fenstern rüttelte:

„Wir haben Sie angehört, Fräulein von Wodny, obwohl wir das Recht hatten, Ihnen Schweigen zu gebieten. Wir wollten erfahren, wie weit Sie gehen würden in Ihren für Ihr Alter wie für Ihre Stellung zu älteren und wohlwollenden Verwandten gleich unpassenden Auslassungen. Jetzt jedoch haben wir die Verpflichtung, Ihnen zu sagen, Fräulein von Wodny, daß Ihre Jahre und Ihre Fähigkeiten nicht ausreichen, einen ernsten und gediegenen Mann wie Herrn von Tondern oder die Gefühle Ihrer älteren Cousine zu beurtheilen. Wir erwarten daher, daß Sie uns zu dem Ihnen mitgetheilten freudigen Ereigniß gebührend beglückwünschen und sodann in der bescheidenen Zurückhaltung verbleiben, wie dieselbe für Fräulein von Wodny ihrer Cousine gegenüber angemessen ist!“

Nach dieser im schneidendsten Tone gehaltenen Strafpredigt blieb Eva von Wodny eine Weile, keiner Antwort mächtig, stehen, als sei dicht vor ihr einer der Blitze niedergefahren, deren ferner Donner draußen grollte und deren fahler Widerschein zuweilen durch den trüben Tag des Zimmers zuckte.

Da hörte man vor den Portièren des Salons eine lebhaft erregte Stimme in lautem Tone sagen:

„Aber ich behaupte, daß alle Jalousien auf der Westseite des Pavillons geschlossen werden müssen, also auch die des Salons. Das Gewitter wird fürchterlich werden; noch nie stand das Barometer so tief. Also vorwärts ohne Widerrede! Ich will nicht wieder eine Ueberschwemmung haben wie das letzte Mal!“

Und gefolgt von einer Anzahl betreffter Lakaien stürmte ein kleiner, hagerer Herr mit weißen Haaren und lebhaft gefärbtem, bartlosem Antlitz ins Zimmer, mit einer langen vergoldeten Stange bewaffnet, die einmal eine Flagge getragen hatte und jetzt wahrscheinlich dazu dienen sollte, entferntere Jalousiehaken, welche sich etwa widerspenstig zeigen sollten, zu öffnen.

Der kleine Herr trug die in Süddeutschland fast in allen Ständen eingebürgerte grünbesetzte Jagdjoppe, von der die gelben Nankingbeinkleider sammt gleich-

farbiger Weste sonderbar genug abstachen; in der unbewaffneten Hand trug er eine Art Filzhelm von antiker Gestalt und unförmlicher Größe, da er außer dem Kopf, für den er bestimmt war, auch noch verschiedene raumfordernde Vorrichtungen für die Circulation der Luft bergen mußte.

Als der so ausgestattete kleine Herr sich plötzlich dem strengen Antlitz der Gräfin gegenüber befand, blieb er verlegen stehen, und seine Züge drückten etwas von den unbehaglichen Gefühlen eines bei unerlaubter Beschäftigung ertappten Kindes aus. Die Excellenz nahm jedoch vorerst keine Notiz von ihm, sondern blickte über ihn weg nach dem ebenfalls nicht mehr jugendlichen Lafai, der dem alten Herrn zunächst gefolgt war. Der Diener, so lang und derbknochig er war, blieb blaß und mit aufgesperrten Augen auf der Stelle, wo er stand, und suchte in seiner Seelenangst die strenge Frage zu beantworten, welche er in den Blicken der Gräfin las, noch ehe sie laut geworden war.

„Excellenz befahlen mir zu schweigen, als ich anzudeuten wagte, daß es unnöthig sei, die Jalousien des Salons zu schließen, da das böse Wetter ja wie gewöhnlich von Nordheim komme.“

Der Lafai brach kurz ab und sein Mund blieb

weit offen vor Schreck; denn das leise Richern eines jüngeren Genossen brachte ihm in Erinnerung, daß ja die Gräfin selber eine geborene von Nordheim sei.

Die Excellenz hielt sich jedoch bei dem unbeabsichtigten Wortspiel nicht auf.

„Hat Er Seiner Excellenz nicht gemeldet, daß wir bitten lassen, uns zur Mittagsstunde die Ehre seiner Gesellschaft zu geben, um gemeinschaftlich mit mir und seiner Tochter den Besuch des Herrn von Tondern entgegenzunehmen?“

„Genau wie Eure Excellenz befohlen haben, wurde Seiner Excellenz die Botschaft berichtet; aber“, fuhr der Diener, unsicher, wie weit er gehen dürfe, mit einem unbehaglichen Seitenblick nach dem Grafen fort, „Seine Excellenz scheinen die Sache vergessen zu haben, und als ich gehorsamst daran erinnern wollte, hörten mich Dieselben gar nicht an, sondern befahlen mir bei Dienstentlassung die Läden des Salons zu schließen, wo, wie ich doch wußte, die hohen Damen den Herrn Baron von Tondern erwarteten.“

Der alte Herr mit den weißen Haaren hatte, während derart über ihn verhandelt wurde, allmählig sich von seiner Ueberraschung erholt und etwas wie Unmuth und Beschämung verdrängte die letzte Verlegenheit von seinem ehrwürdigen und klugen Greisenangesicht.

Gebietertsch streckte er seine goldene Stange aus, und die Diener, welche diesen Blick kannten, zogen sich scheu zurück. Selbst der Lakai, welcher so eifrig gewesen war, sich auf Kosten seines Herrn vor seiner Gebieterin zu entlasten, wartete die Fortsetzung des Verhörs nicht ab, sondern suchte sich durch schleunige Entfernung in Vergessenheit zu bringen.

Der Graf wandte mit schmerzlichem Vorwurf sein Antlitz seiner Gemahlin zu und sagte ruhig und ernst:

„Es ziemt sich nicht, Mathilde, daß Du mit den Dienern über das Verhalten Deines Mannes verhandelst!“

Ein leichtes Roth, welches das einförmige Grau ihrer Gesichtsfarbe belebte, zeigte, daß die Gräfin für den Tadel ihres Mannes sehr empfindlich war.

„Ich konnte nicht voraussehen“, antwortete sie mit erregter Stimme, „daß Sie die Bitten Ihrer Gemahlin in der nächsten Viertelstunde vergessen haben würden. Es schien mir unmöglich, zu glauben, daß Eurer Excellenz beleidigende Zerstretheit nicht einmal der wichtigen Familienangelegenheit weichen würde, als welche der Besuch des Herrn von Tondern anzusehen ist.“

„Herr von Tondern?“ fragte der Graf unmuthig. „Was hat Herr von Tondern mit unserer Familie zu

thun? Und wenn ich die Sache auch nicht vergessen hätte, ich wäre doch nicht gekommen, Herrn von Tondern zu empfangen. Ich liebe ihn nicht; es ist mir unheimlich in seiner Nähe; ich habe ihn bisher geduldet, weil Du ihn protegirtest; aber ich athme jedesmal freier, wenn sich die Thür hinter dem widerwärtigen Gesellen geschlossen hat, in dem kein Funke Temperament und Kraft mehr steckt und der Jedermann bloß lauernd reden läßt, als habe er einen Criminalact aufzunehmen! Empfangt Ihr ihn, soviel Ihr wollt, ich will nichts dabei zu thun haben!"

Mit leuchtendem Antlitz hatte Eva von Wodny die manchmal unterbrochene Rede des Grafen angehört; jetzt trat sie auf den alten Herrn zu und ergriff mit beiden Händen seinen Arm, da ihr die Stange nicht erlaubte, seine Hand zu fassen.

„Und denke Dir, diesen abscheulichen Menschen soll die Ernestine heirathen!"

Der Graf blickte verwirrt um sich.

„Die Ernestine? Den Tondern? Aber das will ja Niemand.“

„Als ihre Mutter und Ernestine selbst“, sagte die alte Gräfin, indem sie ihre Tochter bei der Hand nahm und vor ihren Gemahl trat. „Nachdem sich Herr von Tondern Ernestinen gegenüber gestern erklärt

und sie ihm gestattet hatte, bei ihren Eltern um sie zu werben, habe ich heute Morgen vergebliche Anstrengungen gemacht, Sie zu sprechen. Es hätte Ihrer Gemahlin wenig angestanden, Ihnen persönlich in die Treibhäuser und Anpflanzungen der königlichen Gärten zu folgen, und die Nachforschungen der Diener nach Eurer Excellenz waren erfolglos. So mußten wir, wenn auch mit schwerem Herzen, das wichtige Ereigniß an Sie herantreten lassen, ohne Ihr Vaterherz gebührend darauf vorbereiten zu können!“

Der Graf hatte stumm und nur ein paar Mal einen raschen Blick auf Ernestine werfend dem phrasenreichen Vortrag zugehört, mit welchem ihn seine Gattin bei ähnlichen Gelegenheiten moralisch zu erdrücken pflegte. Dann schüttelte er energisch den Kopf und trat auf seine Tochter zu.

„Aber, Ernestine, das ist doch nicht wahr? Das ist ja nicht möglich! Du und Tondern! Das edelste, zartfühlendste Wesen und dieser hartgesottene Schleicher, der Mutter und Bruder aus seines Vaters Hause vertreiben konnte! Du liebst ihn nicht, Du kannst ihn nicht lieben; denn Du hast mir einst unter heißen Thränen vertraut, daß Du nie einen Andern zum Mann nehmen würdest als —“

„Vater!“ rief Ernestine flehend.

„Als unsern Nachbar Ulrich!“ fuhr der Graf unbeirrt fort. „Wohl hätte ich Manches anders gewünscht an ihm; er hat uns, die wir ihm nur Freundschaft erwiesen, ohne Grund verletzt; aber das wird sich ausgleichen; er ist kaum zwei Tage hier und wird sicher bald die ersten Schritte zur Versöhnung thun. Es müßte mich Alles trügen, wenn er nicht Eure gegenseitigen Jugendbeziehungen ebenso hoch hielte wie Du.“

Die Gräfin Tegernheim hatte mit zusammengepreßten Lippen zugehört und ihr Auge bald prüfend auf ihrer Tochter, bald verächtlich auf ihrem Gatten ruhen lassen; jetzt sagte sie mit schneidender Kälte:

„Von seiner Pietät für Jugenderinnerungen hat Graf Ulrich, wie mir berichtet wird, erst gestern wieder den Beweis geliefert, da er in dem Wagen einer Schauspielerin, die er protegirt, durch die belebtesten Straßen der Residenz fuhr. Man sagt, er wolle sie heirathen. Vielleicht, wenn die Tänzerin oder was sie sonst ist, ihm einen Korb gibt, erinnert er sich an seine Jugendbeziehungen.“

Schon nahm Ernestine keinen sichtbaren Antheil mehr an dem, was über sie verhandelt wurde; bleich und apathisch stand sie da und schaute wie verwundert

auf Eva, welche ganz verzweifelt schluchzte. Der Graf senkte das weiße Haupt.

„Ja, ja, das ist unwürdig, sehr unwürdig, ohne Zweifel! Aber wenn es nicht Nachbar Ulrich ist, muß es denn durchaus der Tondern sein?“

Die alte Gräfin öffnete weit und bezeichnend die scharfen grauen Augen und sagte ruhig:

„Seit wir Ernestinens Zukunft nicht mehr sicher stellen können, haben wir auch nicht mehr das Recht, ihre Wahl zu tadeln. Sie wissen selbst, mein Gemahl, daß durch Ihre Zerstreungen ein großer Theil unseres Vermögens verloren gegangen ist.“

Ueber das Antlitz des alten Mannes zuckte es, als ob er weinen wolle; dann ermannte er sich noch einmal und sah der Gräfin voll und fast ehrfurchtgebietend ins Gesicht.

„Ich hätte jener Zerstreungen wohl nie bedurft, Gräfin, wenn Sie mir je etwas Anderes gewesen wären als mein Commandeur!“

Die Gräfin zuckte zusammen. Graf Tegernheim schritt aufrecht und langsam nach der Thür.

Eva hatte zu weinen aufgehört. Aber ihr Antlitz zeigte noch die Spuren der Thränen und mit den nassen Augen schaute sie in kindlichem Ernst empor zu Ernestinen und der alten Gräfin.

„Ich verstehe Euch nicht, aber mir ist, als müßte ich mich vor Euch fürchten.“ Und rasch schritt auch sie dem Ausgang zu.

Die alte Gräfin wandte sich an ihre Tochter und ihre schmalen Lippen zogen sich tief herab.

„Es ist eigenthümlich, wie sehr die Wodny degenerirt sind — Eva ist dumm!“

Der Diener, welcher ehrfurchtsvoll zur Seite getreten war, als Eva den Salon verließ, meldete jetzt mit lauter Stimme:

„Der Herr Baron von Tondern!“

## Achtes Kapitel.

### Der Morgen eines Königs.

Wohl der schönste der Parkwege führte vom Schloß aus dicht am Ufer des Sees hin, in der Richtung nach Süden, und setzte sich dann vielleicht noch eine Stunde weit in gut fahrbarem Zustande fort, bis er in einem schmalen Reitweg endete, welcher in vielen Windungen zum Park zurückführte.

Selten hörte man hier den Hufschlag eines Pferdes und nie das Röcheln eines Wagenrades; solange der König in Fels weilte, war der Park für Wagen und Reiter geschlossen, und während seines Aufenthalts hatte der junge Fürst sich den Weg am Strande zu seinen Morgenspaziergängen vorbehalten und zu diesem Zweck absperren lassen.

Hier wandelte der junge, zur Einsamkeit geneigte

Monarch fast täglich, wenn er im Schlosse wohnte, in früher Morgenstunde, nur von einem seiner Adjutanten oder Cavaliere begleitet, langsam auf und ab, im Anschauen der herrlichen Natur versunken, die ihn umgab, mit seinem Begleiter plaudernd oder den seltsamen Gedanken lauschend, die aus dem Herzen eines Jünglings aufsteigen mußten, dem schon so früh die Macht gegeben war über ein Stück der Welt, die hier so hehr und glänzend vor ihm lag und, wo sie für das Auge der Sterblichen endete, in erhabenen Formen zum Himmel stieg.

Ein letzter rosiger Hauch des Morgenglühens lag auf den blauen Zacken und weißen Gletschern, die das Südende des Sees begrenzten; hell plätscherten die grünen Wellen, vom frischen Ost bewegt, ans Ufer und ernst gaben die dunklen Blätterkronen mächtiger Bäume Antwort, während ihre knorrigen Wurzeln, die sie grämlich ins Wasser streckten, mit jedem Wellenschlage von neckischen Nereiden geküßt wurden.

Als hellgrüne Dämmerung zitterte das Licht in dem breiten Laubgang und umsäumte magisch die hohe schlanke Gestalt des Königs und die eines kleineren Herrn, der ihm zur Seite schritt.

Sowohl der König als sein Begleiter erschienen in einfacher bürgerlicher Kleidung, in hohem Hut,

schwarzem Rock und hellerem Beinkleid. Sie blieben manchmal infolge einer plötzlichen Frage oder eines raschen Blickes des Königs über den See in der Mitte des Weges stehen, um nach einer kurzen Pause ihren Weg weiter fortzusetzen.

Der Gegenstand des Gesprächs und die Schönheit des Morgens schienen den König gleichermaßen zu fesseln; denn das Stillstehen wiederholte sich immer häufiger und manchmal, wenn er schwieg und Flügeladjutant von Bär annahm, daß der König das begonnene Thema habe fallen lassen, wurde er durch eine neue Frage belehrt, daß das Interesse der Majestät an der berührten Angelegenheit nichts weniger als erloschen sei. „Was Sie mir da sagen, mein lieber Major“, sprach der König und nahm nach einem Blick über den lichten See und nach den Landhäusern des gegenüberliegenden Ufers tiefsinnig und in vorgebeugter Haltung seinen Spaziergang wieder auf, „was Sie mir da sagen, hat unstreitig eine gewisse Berechtigung! Es gibt keine absolute Gerechtigkeit innerhalb des Rahmens menschlicher Einrichtungen und Unvollkommenheiten. Wenn wir den Dingen und Zuständen folgen wollten bis an die Grenze ihrer Entstehung, wie viel Unvernunft und Unrecht hätten wir da auszurotten! Wir befänden uns in einem steten Kampfe,

in einer steten Neubildung, in der kein Organismus seines Daseins so eigentlich recht froh würde. Schon früh hat man die gebieterische Nothwendigkeit eingesehen, da eine Grenze zu ziehen, wo der Untersuchung von Recht und Unrecht ein Halt geboten ist durch das einfache unleugbare Gewicht des Bestehenden. Das mag willkürlich sein, vielleicht hart und manches wirklich Wahre und Gute schädigen; aber diese Praxis, von den ältesten Gesetzbüchern anerkannt, in unsere religiösen Anschauungen selbst übergegangen, ist nothwendig, will man nicht einen Zustand der Auflösung und Unsicherheit begünstigen, an welchem jetzt von Vielen so eifrig gearbeitet wird und, es ist meine innerste Ueberzeugung, nicht zum Besten der Menschheit!"

Der König blieb stehen, legte die Hand aufs Herz und fuhr mit weicherer Stimme fort:

„Auch mich berührt es schmerzlich, daß es gerade mein oberstes Richteramt sein mußte, welches eine, wie Sie sagen, bis dahin glückliche Familie in Trauer und Unehre versetzt, einen hoffnungsvollen Jüngling des Namens und Titels beraubte, den er von Kindheit an geführt; aber meine königliche Entscheidung in dieser Sache ist getroffen und ich bin es der mir von Gott verliehenen Macht und Würde schuldig, daran festzuhalten.“

Das männliche, gutmüthige Gesicht des Adjutanten beschattete sich mit ernster Trauer.

„Eure Majestät mögen glauben“, sagte er dann mit leiser tiefer Stimme, „daß ich mit meinem letzten Blutstropfen für Höchsterer Macht und Würde kämpfen würde, wann und von wem sie immer in Frage gestellt werden sollten; aber ich kann nicht glauben, daß das königliche Richteramt dadurch erhabener und strahlender werde, daß es gegen Recht und Edelsinn entscheidet, weil es einmal der fecken Unredlichkeit möglich gewesen war, Eurer Majestät Urtheil irre zu leiten.“

Erschreckt stand der Adjutant vor dem kühnen Wort, das er gesprochen; es konnte nicht mehr zurückgerufen werden.

Der ruhig nachdenkende Ausdruck auf dem Gesicht des jungen Königs war einer ernsten Ueberraschung gewichen. Der Major fühlte, daß er nur einen Schritt von der königlichen Ungnade entfernt sei und daß ein Stirnrunzeln, eine Handbewegung seines allerhöchsten Herrn ihn für immer aus dessen Nähe verbannen könne.

Und der Major liebte seinen jungen Fürsten, wie er dessen Vater geliebt, der den talentvollen, aber unbekanntem Artillerieoffizier, nachdem dieser ihm eine werthvolle militärwissenschaftliche Arbeit überreicht,

auf der Stelle zu seinem Adjutanten ernannt und in den Adelsstand erhoben hatte.

Unsicher fügte Major von Bär hinzu:

„Verzeihung, Majestät, daß ein langjähriges Hofleben nicht im Stande war, mir den Fehler der Aufrichtigkeit abzugewöhnen!“

Der Schimmer eines Lächelns zuckte bei dieser sonderbaren Entschuldigung über das Gesicht des jungen Monarchen.

„Sie bleiben doch immer derselbe, Major! Haben Sie Geduld mit mir. Ich werde mich wohl mit der Zeit in Sie fügen lernen!“ sagte er mit leiser Ironie, indem er seinen Weg fortsetzte. „Man hat gesagt, es sei das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen“, fuhr der Fürst ernster fort, „ich möchte behaupten, es sei das Unglück der Völker, daß den Regenten so selten die Wahrheit gesagt wird. Um so dankbarer müssen wir den Wenigen sein, welche eine so rühmliche Ausnahme machen wie Sie, mein bester Major! Doch um auf die Angelegenheit der Tondern zurückzukommen, so haben Sie einen schweren Vorwurf gegen den jungen Freiherrn erhoben, der damals meinen Schuß angerufen hat für sein Erbrecht!“

„Ich bin bereit, Majestät, jenen Vorwurf dem Herrn von Tondern ins Gesicht zu wiederholen.“

Der königliche Jüngling schüttelte lächelnd das Haupt bei dem jugendlichen Feuer des gereiften Offiziers.

„Das wünsche ich nicht, das verbiete ich sogar! Die Zeit der Gottesurtheile ist vorüber. Vertrauen Sie lieber dem Herzen Ihres Königs, Major! Erzählen Sie, was Sie zu Gunsten des Freiherrn Hermann von Tondern wissen, der Uns schon so viel Kummer gemacht und Unserem Volke so viel Aergerniß gegeben. Und Wir versprechen Ihnen, daß Wir ein aufmerksames Ohr haben wollen für Alles, was Ihnen das Interesse für Ihren Freund zu sagen gebietet.“

Nachdem der Major einige Sekunden hatte vorübergehen lassen, um abzuwarten, ob der König nichts mehr hinzuzufügen habe, begann er langsam:

„Majestät! Ich würde nie gewagt haben, Höchstdero Geduld so sehr zu erschöpfen, wenn es nicht die einfachste Ehrenpflicht wäre, Zeugniß abzulegen dafür, daß Hermann von Tondern nicht schlecht oder niedrig handeln konnte. Es ist Majestät bekannt, daß der Baron in seiner Jugend bei der Artillerie diente, wo er bis zum Hauptmann avancirte. Dann nahm er seine Entlassung, weil ihm ein so langer Urlaub, wie

er ihn behufs seiner Reisen verlangte, nicht gewährt werden konnte. Auch war sein Vater schon sehr alt und geschwächt; Hermann konnte sich nicht täuschen, daß er einmal schnell zur Uebernahme seiner Güter berufen sein könne, von deren Mitverwaltung sein etwas eigenthümlicher und menschenscheuer Papa ihn bisher immer eifersüchtig fern gehalten.

Während des letzten Theils seiner Dienstzeit und im Anfang der meinigen war ich Lieutenant in der Batterie, welche Tondern commandirte. Ich war arm, Majestät, sehr arm“, fuhr der Major mit bewegter Stimme fort. „Die Stelle eines vermögenslosen Offiziers, welcher, ohne die Augen niederzuschlagen, mit seinen Kameraden verkehren will und zu stolz ist, sich seine Mittellosigkeit am Rock ablesen zu lassen, ist eine sehr schwere und fordert viel mehr Selbstverleugnung und Entsagung als ein kurzer Feldzug mit einem Quartierbillet für die kühle Erde!

Dazu kam bei mir noch, daß ich eine alte Mutter hatte, welche für meine Erziehung im Cadettenhause den letzten Rest eines kleinen Vermögens geopfert und nun mit mir von meiner Lieutenantsgage lebte. Es ist schwer für einen zwanzigjährigen Offizier, welcher aus der strengen Disciplin einer Militärschule kommt, sich ganz von dem fröhlichen Leben seiner glücklicheren

Collegen zurückzuziehen; es gibt das einen frühen Ernst, der auffallen muß.

Hauptmann von Tondern, der mit seinen hellen blauen Augen Alles sah, konnte nicht im Unklaren sein über meine Lage. Aber er, der künftige Majoratserbe, welcher seinen Offizieren wöchentlich zwei Diners gab, wußte auch, daß ich nie um eine Vergünstigung nachgesucht hatte und daß er mir nichts bieten durfte, ohne mich zu verletzen. Als er bemerkte, daß es mir peinlich sei, seine Einladungen anzunehmen, da ich mich von allen andern gemeinschaftlichen Vergnügungen zurückzog, unterließ er auch jene.

Ich konnte ihn nicht mißverstehen; denn er bevorzugte mich überall und entschuldigte meine Abwesenheit bei seinen Festen vor meinen Kameraden mit meinen angestregten Studien. Daß ich mich jedoch weigerte, an seinen Rennen Theil zu nehmen, wollte dem eifrigen Sportsman nicht einleuchten. Endlich beschloß ich, die Sache kurz abzuschneiden; diesem Manne gegenüber konnte ich das. „Wenn mein Pferd fällt“, sagte ich zu ihm, „so habe ich nicht die Mittel für ein anderes.“ Tondern machte mir keine generösen Anerbietungen, wofür ich ihm sehr dankbar war, sondern reichte mir die Hand, und von der Sache war nicht mehr die Rede. Da wurde meine Mutter krank und

es bedurfte zu ihrer Wiederherstellung theurer Arzneien und berühmter Aerzte.

Zu allem Ueberfluß stach der Pferdewärter meinem braven Braunen ein Auge unrettbar aus und das Pferd wurde ausgemustert. Wie üblich, erhielt ich vom Regiment den Auftrag, mir binnen vierzehn Tagen ein anderes Pferd anzuschaffen, widrigenfalls mir die Gage bis auf Weiteres entzogen würde. Meine Mutter lebte noch; ich hoffte auch, daß sie leben bliebe — war sie doch das einzige Wesen, das mich recht innig liebte; wenn mir aber die Gage entzogen wurde, dann war ich mittellos und ihr war nicht mehr zu helfen. Ich hätte beim Regiment, bei Tondern um Hülfe bitten können, aber ich war zu stolz dazu; auch hatte das viele Unglück mich scheu und verwirrt gemacht. Schon lange war mir von einem Geldverleiher und einem Pferdehändler auf die zudringlichste Weise Credit angeboten worden. Es waren zwei von jenen Vampyren, welche den jungen Offizieren das Gift der Verschwendungssucht einimpfen, um sie später bis aufs Blut zu quälen.

Als meine Mutter wieder im Delirium raste und das Recept des Arztes uns wieder aus der Apotheke zurückgeschickt wurde, weil der Herr Apotheker nichts aufschreibe — und ich hatte nichts mehr! — da

drückte ich in wilder Aufregung meine Nütze aufs Ohr und ging zu einem jener Menschen. Sein Vertrauen war dadurch nur noch gestiegen, daß ich ihn ein paar Mal barsch abgewiesen; ich erhielt, was ich wollte, Geld und ein Pferd, das ich kaum besahen; ich unterschrieb, was er mir vorlegte, ohne es genau zu lesen. Bis ich heimkam, konnte meine Mutter ja schon gestorben sein! So weit war es zwar da noch nicht, aber in den nächsten Tagen starb sie doch!"

Der Major schwieg einen Augenblick und schaute seitwärts, um vor dem König seine nassen Augen zu verbergen. Auch dieser schien bewegt und blickte stumm vor sich hin in das grüne Blättermeer der Bäume.

„Geld und Pferd brachten mir keinen Segen“, fuhr der Major resoluter fort; „letzteres, ein völlig werthloses Thier, wurde mir vom Regiment nicht angenommen, und der Pferdehändler zuckte die Achseln lächelnd über meinen Unverstand, als ich den schändlichen Handel für ungültig erklärte. Ich benutzte das Geld, das ich noch besaß, um mir aus dem Remontestande des Regiments ein taugliches Roß zu verschaffen; das andere kaufte ein Fuhrmann für den zehnten Theil des Preises, den ich bezahlt.“

Ich hatte die Ueberzeugung, den Zahlungstermin auf sechs Monate festgesetzt zu haben. Wenn ich

monatlich die Hälfte meiner Gage zurücklegte, konnte ich das Sündengeld erlegen. Es mußte sein, und während dreier Monate brachte ich das für unmöglich Geltende fertig. Ich jubelte; ich war so sehr an meine strenge Diät gewöhnt, daß ich mit Ruhe der Zukunft entgegensah. Da erschien am ersten des vierten Monats mein Pferdehändler bei mir. Ich wollte ihm die Thür weisen; aber er zeigte mir seinen Wechsel und forderte sein Geld. Er hatte meine sichtliche Verwirrung benutzt und den Termin auf drei Monate gestellt; ferner den Zusatz gemacht: daß ich zahlen werde bei meinem Ehrentwort als Offizier. Auch das hatte ich damals in meiner Herzensangst nicht beachtet.

Bergebens bot ich dem Manne die Hälfte seiner Forderung und bat um Stundung des Restes; er mochte sich inzwischen nach meinen Verhältnissen erkundigt haben, auch über meine frühere Verbtheit aufgebracht sein — kurz, er blieb hart. Wenn er im Verlauf des Tages sein Geld nicht erhalte, werde er den Wechsel am andern Morgen an das Regimentscommando einsenden. Dann war ich entehrt — entlassen. Das wußte er. Es war die verzweifeltste Stunde meines Lebens, als der Wucherer mich verlassen hatte. Ich wollte mein Leben enden, da ich meine Ehre verlieren

sollte. Bereits hatte ich die Pistole geladen und das Andenken meiner Mutter angefleht, mir zu vergeben, was ich um sie gesündigt. Da trat Hauptmann von Tondern bei mir ein. Ich war ihm seit dem Tode meiner Mutter etwas ausgewichen; er mochte das wohl meiner Trauer zugeschrieben haben, und er hatte mich mit dem ihm eigenthümlichen Zartgefühl nicht weiter zu sprechen gesucht, als es der Dienst unumgänglich verlangte. Der Baron schaute in mein verstärktes Antlitz, dann nahm er die geladene Pistole vom Tisch, setzte den Hahn in Ruh und hängte die Waffe an ihren Platz. Darauf überreichte er mir quittirt und halb zerrissen meinen Ehrenschein. „Ich habe Sie in der letzten Zeit beobachtet“, sagte er. „Ihr Pferdehandel fiel mir auf. Heute nun fragte ein berücktigter Kofkamm in der Kaserne nach Ihrer Adresse, und zwar mit einem Gesicht, das mich das Uebrige errathen ließ. Ich folgte ihm, weil ich Unheil besorge, wo jener Mensch seine Hand im Spiele hat, und traf ihn, als er Sie eben verließ. Verzeihen Sie, wenn mein Interesse an Ihnen mich zu einer Indiscretion verleitete; sie wurde mir leicht genug gemacht! Ich kaufte den Wechsel und hier ist er. Sie können mir das Alles später bezahlen“, sagte der Hauptmann rasch, als fürchte er noch immer, mich zu belei-

digen. Ich glaube, ich habe ihm die Hände geküßt. Er blieb sich treu. Er weigerte sich nicht, das Geld zurückzunehmen; er meldete die Sache sogar dem Regimente, da ich mich nicht beruhigen konnte, daß die Angelegenheit verheimlicht worden war. Das Regiment ertheilte mir der Form halber einen Verweis. Baron Tondern hatte es jedoch so eingerichtet, daß die Geschichte für mich eher eine Art von Ovation wurde, obwohl ich heute noch nicht verstehe, was so Lobenswerthes an meinem kopflosen Leichtsinne war."

"Aber ich verstehe es, Major", sagte der König freundlich. "Und das kann meine Freude, Sie in meiner Nähe zu haben, und das Gewicht Ihrer Fürsprache nur erhöhen!"

"O Majestät, ich bin noch nicht zu Ende, wenn Höchstdieselben mich noch weiter hören wollen!" antwortete der Adjutant mit jugendlicher Lebendigkeit und fuhr auf die zustimmende Bewegung des Königs fort:

"Von der Stunde an war Tondern wieder ganz wie früher mit mir, wahrscheinlich um mich nicht an die Affaire zu erinnern, weder zurückhaltender noch freundlicher. Aber einmal, als ich bei einem Manöver dicht vor unserer im Galopp dahersprengenden Batterie mit dem Pferde stürzte und die Räder des Geschützes so zu sagen schon auf mir fühlte, da sah

ich plötzlich den Schimmel des Hauptmanns, der in einem großen Sprung über mich hinwegsetzte und mit dem flachen Säbel den vordersten Pferden über die Nase hieb, daß sie seitwärts bogen. Kaum einige Zoll von meinem Kopfe knirschten die schweren Räder im Sande vorbei; des Hauptmanns schönes Pferd war für immer schulterlahm. Als ich später zu verschiedenen Diensten commandirt wurde, die mit Zulage verbunden waren, blieb Tondern zwar immer freundlich, allein er kümmerte sich nicht mehr viel um mich. Das konnte ich mir ja gefallen lassen. Dies, Majestät, ist Alles, was ich aus eigener Erfahrung von Herrn von Tondern weiß. Ich kenne ihn als den zartfühlendsten, ritterlichsten Edelmann und werde niemals glauben, daß er eine ungesegliche oder unwürdige Handlung begangen haben kann.“

Der Flügeladjutant schwieg erregt.

Der König war sehr nachdenklich geworden und schaute mit nicht eben unfreundlichem Gesicht vor sich nieder. Dann hob er die großen dunklen Augen plötzlich, als wollte er dessen geheimste Gedanken erspähen, zu dem Antlitz seines Begleiters und fragte kurz und rasch:

„Und Sie hatten später keine Beziehungen zu Tondern?“

„Keine, Majestät!“ gab der Major einfach und aufrichtig zur Antwort. „Der Freiherr nahm seine Entlassung und ging auf Reisen. Als er zurückgekehrt war, sah ich ihn ein paar Mal am Arm der Italienerin, die seine Frau geworden war. Sie war sehr schön, prächtig gekleidet und machte Aufsehen — es hätte einen Beigeschmack gehabt, wenn ich mich Tondern jetzt wieder genähert hätte. Später, nach dem Tode seiner ersten Frau, ließ Tondern sich selten mehr in der Residenz sehen; nie mehr betrat er dieselbe, als seine vielfach angegriffene Verbindung mit der Gräfin Helmberg geschlossen wurde. Ich hatte keinen Grund, ihn aufzusuchen, und er hatte mich wohl schon längst vergessen. So blieben wir uns fern.“

„Der junge König setzte sichtlich nicht den geringsten Zweifel in die Wahrheitsliebe seines Adjutanten; dennoch schien es ihm schwer zu werden, zu glauben, daß es Menschen gebe, die ihre eigenen Verdienste um Andere auch dann vergessen, wenn letztere ihnen nützen können.“

„Und auch in letzter Zeit, als Freiherr von Tondern um eine Audienz nachsuchte, erinnerte er sich Ihrer nicht mehr?“

„Auch dann nicht, Majestät“, erwiderte von Bär, schmerzlich berührt von der Hartnäckigkeit, mit welcher

der König auf seine Frage zurückkam. „Der Baron reichte sein Gesuch schriftlich ein, und ich unterrichtete ihn ebenso von Eurer Majestät Allerhöchster Entschliebung. Er konnte meinen Namen deutlich lesen, wenn er sich seiner einstigen Großmuth erinnern wollte. Das war mein ganzer bisheriger Verkehr mit dem Freiherrn, und da Eure Majestät den Baron in wenigen Stunden zu empfangen geruhen, so dürfte sich vor der Audienz auch keine Gelegenheit mehr zu einer ähnlichen Annäherung bieten.“

Der Major hielt inne.

Er hätte hinzufügen können, daß von der Zurückhaltung des Vaters nichts auf den Sohn übergegangen sei, da er den Baron Angelo schon mehrfach ganz bestimmt hatte auf die Grenzen hinweisen müssen, die ihm durch seine Stellung im Dienst des Königs gezogen seien. Seiner offenen, ehrlichen Natur widerstrebe indeß zu sehr Alles, was im entferntesten nur einer Angeberei ähnlich sah, und so zog er vor, nichts davon zu erwähnen.

Der König schwieg nachdenklich. Nach einer Weile begann er wieder:

„Ich glaube Ihnen, Major! Ich weiß, daß Sie ein Mann von Ueberzeugung sind. Es ist mir schmerz-  
lich, daß Unsere Entscheidung, wie immer sie auch aus-

fallen mag, sich gegen eine der Parteien wenden muß. Es ist das ein sehr betrübender Fall für Uns, Major, um so betrübender, da von Unserer Entscheidung die Fortexistenz oder der Ruin eines der ältesten Adelsgeschlechter des Landes abhängt. Wir legen alles Gewicht auf die Fürsprache eines Uns als treu und aufrichtig bekannten, bewährten Dieners; Ihr Interesse an dem Manne, der Ihnen Gutes gethan hat, macht Ihrem Herzen die größte Ehre und erhöht Unsere Befriedigung, Sie in Unserer Nähe zu wissen. Wir wollen die Angelegenheit reiflich erwägen und vor allem keinerlei Entschluß fassen, ehe wir den Freiherrn gehört haben."

„Dann fürchte ich nicht mehr für meinen Wohlthäter!“ sagte der Major eifrig mit jener überwallenden Edelherzigkeit, die seinen hervorragendsten Charakterzug ausmachte. „Tondern wird Eure Majestät von seinem Rechte überzeugen.“

„Ich wünsche es“, sagte der König ruhig und huldvoll und bog durch das große eiserne Parkthor nach dem Schlosse ein.

Die wachhabenden Leibgarden präsentirten ihre Karabiner.

Der König grüßte leicht. Er war kein Freund

des militärischen Pomps, zu dem seine erhabene Stellung ihn selbst hier verpflichtete. Der Major hielt die Hand an der Kopfbedeckung, bis er an dem letzten der ergrauten Krieger vorüber war.

---

## Neuntes Kapitel.

### Die Audienz.

Etwa zwei Stunden nachdem der König durch das Parkthor zurückgekehrt war, schritt ein alter Herr an den Leibgarden vorüber nach der Hintertreppe des Schlosses, die für Seine Majestät und dessen nächste Umgebung allein reservirt war.

Der alte Herr trug weder Uniform noch Orden, noch die Auszeichnung der königlichen Kammerherren, sondern war einfach in Schwarz gekleidet. Sein Erscheinen an diesem Orte und die ruhige Sicherheit seines Auftretens erregte so sehr die Bewunderung der wachhaltenden Hatzschiere, daß sie sich erst entschlossen, ihn aufzuhalten, nachdem er schon die ersten Stufen der Marmortreppe erstiegen hatte.

Auf die Frage, wohin er wolle, blieb der schwarz-

gekleidete Herr stehen und antwortete, indem er den Cylinderhut emporhob:

„Ich bin der Freiherr von Tondern und zu Seiner Majestät befohlen.“

Die Hatschiere standen dieser Antwort rathlos gegenüber. Ihre Befehle waren streng; sie durften Niemand außer der ihnen wohlbekannten Umgebung des Königs vorlassen, selbst Generale und Minister wurden schonungslos abgewiesen, wenn sie im Dienst-eifer die Einsamkeit des jungen Monarchen zu stören wagten, und dieser alte Herr in bürgerlicher Kleidung mit dem langen, in zwei Hälften getheilten weißen Bart, dem kühnen Greisenantlitz und den finstern blauen Augen wollte so ohne weiteres an ihnen vorüber und behauptete, zum König befohlen zu sein.

„Der allgemeine Eingang ist im vordern Portal“, lautete endlich der Bescheid, „und dort liegt auch die Audienzliste!“

Die finstern Augen des alten Mannes öffneten sich weit.

„Diese Treppe führt direct zum Audienzsaal und zum Adjutantenzimmer!“ grollte er.

„Allerdings, aber wir dürfen Niemand passiren lassen.“

„Auch nicht die Reichsfreiherrn von Mallenau,

Neupurg und Tondern, welche das uralte Recht haben, daß sie allezeit auf derselben Treppe zu den Gemächern des Königs emporsteigen dürfen, wie dieser selber?"

„Wir haben keine Instruction.“

„So wird der Reichsfreiherr von Tondern Ihre Pflichtverletzung auf sich nehmen. Platz da!“

Die Haltung des alten Mannes war so stolz und achtungsgebietend, seine Stimme so befehlend, daß die Wachen nicht wagten, sich ihm in den Weg zu stellen.

Noch ehe sie zu dem Muthen kamen, den Freiherrn zurückzuweisen, war dieser in dem Gange, welcher zu den Gemächern des Königs führte, verschwunden.

Unbeanstandet gelangte der Freiherr in den Audienzsaal.

Zwei riesige Hatzhiere in Galauniform mit blanken Hellebarden, in hohen grauen Stiefeln, weißem Tuchpanzer mit goldener Sonne und silberschimmerndem, löwenverziertem Helm standen vor dem Eingang der nächsten Thür; ein Sakai öffnete, nachdem der Freiherr seinen Namen genannt.

Der alte Herr verneigte sich leicht und stolz vor dem dienstthuenden Flügeladjutanten Major von Bär, der in der Uniform und geschmückt mit allen seinen Orden vor ihm stand und überrascht auf die bürger-

liche Kleidung des königlichen Kammerherrn und Offiziers à la suite schaute. Dann sagte er so fremd und förmlich als hätten sie sich nie gesehen:

„Freiherr Hermann von Tondern von Seiner Majestät allergnädigst zur Audienz befohlen!“

Der Major war seinem Wohlthäter mit ausgestreckter Hand entgegengeeilt. Jetzt ließ er dieselbe sinken und erwiderte ernst den Gruß des unbeugsamen Mannes.

„Erlauben Sie, Herr Baron, daß ich meinem Allerhöchsten Herrn von Ihrer Ankunft Meldung mache!“

Nach wenigen Minuten erschien Major von Bär wieder und ließ die Thür zum Zimmer des Königs offen. Noch einmal streifte sein Blick sorgenvoll die bürgerliche Kleidung des alten Edelmanns; dann deutete er mit einer tiefen Verbeugung nach der offenen Thür.

Der Freiherr von Tondern trat in einen säulengestützten mittelalterlichen Saal, dessen Wände mit Frescogemälden aus altdeutschen Sagen reich geschmückt waren. Ein großer halbrunder Erker schien weit hinauszufragen über den See; denn zwischen den zarten Säulen, welche die Fenster theilten und die Capitäle ihrer schlanken Spitzbögen trugen, sah man hinunter

auf die metallgleich schimmernde Fläche des Sees und an das jenseitige, vom Gebirge abgeschlossene Ufer.

Unweit dieses Erkers in kleiner Uniform, die Brust mit dem Stern des königlichen Hausordens geschmückt, stand der junge Monarch, den einen Fuß vorgesezt, die Hand auf ein alterthümlich geschnitztes Tischchen von Eichenholz gestützt.

Nachdem der Freiherr bis in die Mitte des Zimmers vorgetreten war und sich dort zum zweiten Mal verbeugt hatte, verließ der König seine abwartende Stellung, ging dem alten Edelmann zwei Schritte entgegen und streckte die Hand aus.

Der Freiherr berührte die königliche Hand leicht und beugte sich nieder, um sie zu küssen.

„Mein Allergnädigster König!“ stammelte er, und vor der Bedeutung des Augenblicks schwand der finstere Stolz seines Antlizes.

„Es hat lange gedauert, mein lieber Baron“, begann der König gütig und brachte seine Rechte wieder an ihren vorigen Platz auf den Tisch, „es hat lange gedauert, bis Sie Ihrem König Gelegenheit gaben, das Haupt eines der ältesten und edelsten Geschlechter des Landes persönlich kennen zu lernen.“

Der Freiherr hatte sich gefaßt. Er mochte sich der Rührung, die ihn einen Moment überwältigt hatte,

fogar schämen, denn weniger weich, als der huldvolle Empfang des Königs es voraussetzen ließ, sagte er:

„Die Zeit vom Regierungsantritt Eurer Majestät bis heute bildet für mich eine unausgesetzte Kette von Schmach und Elend. Ein Edelmann, dessen häusliche Ehre vernichtet, dessen Lebensmuth gebrochen ist, paßt schlecht zu Hofe!“

Der junge Fürst fühlte den Vorwurf, den der Freiherr in dieser Schärfe vielleicht nicht einmal beabsichtigt hatte; sein schönes Gesicht wurde um einen Schatten kübler.

„Wir erinnern Uns der Angelegenheit, von der Sie sprechen, Baron! Unsere Entscheidung, zu der Wir nach sorgfältiger Prüfung der Uns vorliegenden Acten durch Unser Gewissen gezwungen waren, ist Uns selbst sehr nahe gegangen; aber Wir müßten dieselbe auch heute bestätigen, wenn Sie, Herr Freiherr, nicht bessere Beweismittel für die Rechtmäßigkeit Ihrer Ehe beibringen können als damals.“

Die breite Brust des Freiherrn hob und senkte sich rasch unter dem schwarzen Leibrock; es kostete ihn sichtlich alle Anstrengung, die zornige und zugleich schmerzvolle Bewegung zu verbergen, welche die Worte des Königs in ihm hervorriefen.

Es gelang ihm auch, die Antwort niederzukämpfen,

die sich ihm auf die Zunge drängte und er sagte mit ruhigem, wenn auch noch immer festem Ton:

„Auch ich verlange nichts, als was ich für mein heiliges Recht ansehe, ein Recht, dessen sich jeder Bauer in seiner Hütte erfreut: sein Weib zu behalten, das ihm vor Gott und den Menschen angetraut worden, und die Kinder, die sie ihm geboren, seinen Namen tragen zu lassen.“

Der König erhob sehr kalt und stolz das Haupt.

„Gerade dies Recht, das Ihr König am allerwenigsten bestreitet, ist nach dem Spruch der Richter durch Sie verletzt worden, Herr Freiherr!“

„Der Spruch der Richter stützte sich auf falsches Zeugniß!“

„Es war das Zeugniß eines Edelmanns, den Unser königlicher Vater hochhielt!“ erwiderte der König. „Das Wort des Grafen Helmberg, niedergelegt in der Todesstunde in seinem Testament, ist uns nicht minder werth und gut als Ihres, Freiherr! Graf Helmberg ist todt! Es ziemt sich nicht, ihn der Lüge zu zeihen, da er sich nicht mehr verantworten kann.“

„Der Lüge zeihe ich ihn nicht! Es war ein Irrthum, den kein Schwur ihm nehmen konnte! Wenn

Eure Majestät gestatten, will ich noch einmal die ganze unglückliche Begebenheit berichten.“

Der Monarch erhob abwehrend die vom Handschuh noch entblößte Rechte.

„Wir kennen Ihre Darstellung aus den Berichten und wiederholen, daß Graf Helmberg Ihnen nicht antworten kann, Freiherr!“

„Das heißt, die Zunge der Todten tödtet die Wahrheit der Lebenden!“

„Das heißt, daß eines Königs oberste Pflicht ist, die Gerechtigkeit zu schützen, nicht bloß die Wünsche einzelner Unterthanen zu befriedigen!“

„Was ich fordern kann, ist nur Gerechtigkeit“, sagte der Freiherr dumpf, und mit auf die Brust gesenktem Haupte stand er gleich einem Verurtheilten.

„Uns sagte man, daß Sie um Gnade bäten, und wir erwarteten, daß Sie Uns vielleicht nach ruhiger Ueberlegung einen Weg zeigen würden, auf welchem Ihnen geholfen werden könnte, ohne die Rechte Ihres Sohnes zu schädigen. Wir waren bereit, Alles zu thun, was Unser Gewissen Uns gestattete, um einen bekannten Namen wiederherzustellen in früherer Reinheit und einen Zustand zu ordnen, der dem Volk kein heilsam Beispiel war — es blickt ja so gern nach den höheren Ständen im Guten und im Schlimmen.“

Sie aber kommen im Trotz und fordern Recht; so muß Ihr König Ihnen sagen: das Recht ist nicht auf Ihrer Seite, Freiherr!"

Tief bewegt hatte Hermann von Tondern den strengen Worten seines allerhöchsten Herrn gelauscht; nur langsam drang sein schwerer Athem aus tiefster Brust, und seine gewaltige Greifengestalt erbehte manchmal, wie von innerlichem Schluchzen. Noch eine Weile kämpfte er, nicht unähnlich dem alten gefangenen Recken an der Wand neben ihm, der mit Ketten beschwert vor den Sieger geführt wird, dann beugte er den Nacken, sein Antlitz sank herab, und mit bebender, kaum vernehmlicher Stimme flüsterte er, das Knie beugend:

„So bitte ich um Gnade, Majestät!"

Der König sah überrascht auf die ehrwürdige, vor ihm knieende Gestalt; ein helles Roth färbte seine jugendlichen Wangen; dann ging er rasch auf den Freiherrn zu, richtete ihn mit beiden Händen auf und sagte hastig:

„Wir bleiben Ihnen in Gnaden zugethan, Tondern! Wir wollen vergessen, was die Erregung Sie sprechen ließ; Wir wollen Alles für Sie thun, was in Unserer Macht steht und was Unser Gewissen erlaubt.“

Berwirtht von seiner eigenen Schwäche stand der Freiherr auf. Der König machte eine leichte grüßende Handbewegung — die Audienz war geschlossen.

Im Vorzimmer trat der Flügeladjutant von Bär erregt auf den alten Herrn zu und reichte ihm die Hand. Derselbe ergriff sie und drückte sie warm. Die beiden Männer hatten sich verstanden.

Die Hoffnungen, welche der huldvolle Abschied des Monarchen in dem Herzen des Freiherrn erregte, kämpften siegreich mit den düstern Schatten, welche die Demüthigung auf seinem Antlitz zurückgelassen. Es galt ja Weib und Kind und nicht nur seinen eigenen Stolz!

Dem Major war das nicht entgangen; es hatte ihn aber nur noch trauriger gestimmt. Er kehrte an seinen Adjutantentisch zurück und nahm dort ein Schreiben in zierlichster kalligraphischer Ausstattung, welches so eben eingelaufen war und worin der Graf Tegernheim seinem allerhöchsten Herrn allerunterthänigst und gehorsamst die Verlobung seiner Tochter Ernestine mit dem Baron Angelo von Tondern anzeigte.

So fern jede Art von Intrigue auch dem geraden ehrlichen Sinn des Flügeladjutanten lag, so konnte er sich doch keineswegs täuschen über die Wirkung des Schreibens, das er dienstlich zu eröffnen und dem König

vorzulegen hatte. Mit langsamen Schritten, wie um das drohende Unglück vom Haupte seines Wohlthäters so lange als nur immer möglich fern zu halten, ging er nach dem Cabinet des Königs.

Dieser stand in aufrechter Haltung am Fenster. Sein Antlitz, als er sich umwandte, war heiter. Die Unterwerfung des trotzigem alten Mannes schien den jungen Fürsten angenehm berührt zu haben.

Es war dies der Moment, wo ein besserer Hofmann, als Major von Bär nach seinem eigenen Geständniß war, seinem Schützling noch hätte helfen können, indem er mit der Ueberreichung der Verlobungsanzeige wartete, bis Majestät vielleicht entscheidend gesprochen hatte.

Der einfache Soldat, welcher seine Existenz aufs Spiel gesetzt hatte, um die letzten Augenblicke seiner Mutter zu erleichtern, dachte daran nicht einmal.

In militärischer Haltung und mit einer Stimme, welcher er vergebens Festigkeit zu geben suchte, machte er seinem Könige von der eingelaufenen Anzeige Meldung.

Die Augen desselben öffneten sich etwas weiter, und rascher, als es in seiner Gewohnheit lag, streckte er die Hand aus.

„Geben Sie!“

Er nahm das Blatt mit den wenigen ceremoniellen Zeilen, und sein Auge ruhte noch darauf, nachdem er sie längst gelesen haben mußte.

Erst nach längerer Pause erhob der junge Fürst wieder das Haupt und gab das Schreiben zurück. Der Ausdruck seiner Züge war ein ganz anderer als vorher, fast wehmüthig freundlich.

„Senden Sie dem Grafen Tegernheim Unsere besten Glückwünsche für das junge Paar, auf das Wir Unser ganzes Wohlwollen ausdehnen. Wir wünschen von Herzen, daß die Verlobten Uns so treu und aufrichtig ergeben sein möchten, wie ihr Vater es stets gewesen. Versichern Sie das Brautpaar Unserer Allerhöchsten Affection!“

Der König schwieg; das war unverkennbar das Zeichen zum Abschied.

Aber der Major blieb. Und wenn es ihn die Gnade seines allerhöchsten Herrn kostete, den er aufrichtig verehrte, er konnte nicht gehen, ohne Gewißheit über das Schicksal seines Wohlthäters zu haben.

„Eure Majestät wollten auch in der Angelegenheit des Barons von Tondern allergnädigste Verfügung treffen —“

Ein Schatten wie leiser Aerger machte die fast

elegische Weichheit auf des Königs Antlitz um einen Ton härter und mit an Mißtrauen grenzender Schärfe sah er zu dem Major nieder.

„Sie haben Recht! Die beiden Angelegenheiten gehören naturgemäß zusammen. Der Proceß Tondern ist dadurch in eine neue Phase getreten. Es handelt sich jetzt nicht mehr allein um die Rechte des jungen Tondern, sondern auch um die seiner Gattin, seiner künftigen Familie. Die Tegernheim sind nicht reich. Ich habe nicht das Recht, das Einkommen der jungen Leute durch Gnadenacte zu schmälern. Die junge Tegernheim ist ein geist- und gemüthvolles Mädchen — ihre Wahl ist der beste Empfehlungsbrief für Angelo von Tondern. Sie haben sich getäuscht, Major; der Mann, den die Comtesse zum Gemahl erwählt, ist kein schlechter Mensch. Schreiben Sie dem Baron Hermann von Tondern, daß wir es in seiner Angelegenheit bei Unserer ersten Entscheidung und dem Spruch der Richter bewenden lassen müssen. Alles Andere wäre gegen Unser Gewissen. Schreiben Sie so schonend als möglich, Major. Es fällt Uns schwer, in dieser Sache gegen Ihre Gefühle entscheiden zu müssen, die Wir so gern geschont hätten.“

Eine leichte Handbewegung in der Richtung der Verlobungsanzeige, welche der Major in der Hand hielt,

eine leichte Hebung der Schultern und der Major war entlassen.

Dennoch blieb er.

„Es handelt sich nicht um meine Gefühle, Majestät, sondern um die eines Ihrer angesehensten und treuesten Edelleute —“

„Baron Angelo ist jedenfalls der gehorsamere“, sagte der König kurz und in einem Tone, der jede Antwort unmöglich machte.

## Zehntes Kapitel.

### Geopfert.

Der Oberststallmeister Graf Helmberg war beschäftigt, die Briefe zu öffnen, die ihm von Baptist, der endlich ausgeräumt hatte, auf einem silbernen Teller präsentiert worden waren. Er griff zuerst nach dem leicht zusammengefalteten Blatt, das obenauf lag.

Graf Tegernheim zeigte ihm darin in förmlichster Weise die Verlobung seiner Tochter Ernestine mit dem Freiherrn Angelo von Tondern an.

Mit vornüber gebeugtem Haupt und bleichem Gesicht saß Ulrich da und zerknitterte wie zerstreut das Billet. Endlich stand er auf und trat ans Fenster. Lange schaute er dort auf die Bäume des Parks, zwischen welche die Morgensonne goldene Strahlen schob.

Dann führte Graf Ulrich die Hand empor zu seinen Augen und sah sich darauf fast schüchtern um, ob Baptist, der sich fortwährend im Zimmer zu schaffen machte, die verdächtige Bewegung nicht belauscht habe.

Auch der Diener schien aufgereggt und unruhig.

Es lag auch ein Brief von Fräulein Meta auf dem Teller, und es war ihm unbegreiflich, daß sein Herr denselben noch immer nicht öffnete, während er sonst doch stets zuerst nach den rosenfarbenen Billets mit der ziemlich plump gemalten Adresse gegriffen hatte.

Es schien Baptist heute doppelt interessant, die Züge seines Herrn beim Lesen dieses Briefes zu beobachten.

Er hatte am Tage zuvor bei Fräulein Meta fertig gepackte Koffer auf der Diele gesehen und einen Herrn, der bei Baptist's Ankunft sogleich im Nebenzimmer verschwand. Fräulein Meta selbst, welche zu andern Zeiten ein endloses Register von Aufträgen für ihn gehabt, sowie ein Glas Wein und einige freundliche Worte und bei der Rückkunft ein gutes Trinkgeld, schien ängstlich besorgt, ihn so rasch als möglich wieder los zu werden; sie hatte ihm auch streng aufgetragen, den Brief an seinen Herrn nicht vor dem andern Morgen abzugeben.

Hatte Baptist mit dem Instinkte eines gewandten Dieners sofort herausgeföhlt, daß etwas Besonderes mit Fräulein Meta vorgegangen sei, so konnte ihn, da er die Beziehungen seines Herrn zur Familie Tegernheim nicht kannte, dessen Benehmen beim Empfang der Verlobungsanzeige, welche Baptist natürlich bereits gelesen, nur höchlich überraschen.

Endlich wandte der Graf sich um. Sein Gesicht trug einen Ausdruck, wie Baptist noch keinen darauf beobachtet zu haben glaubte, und sein Gang war langsam und schleppend, wie der eines todmüden Mannes. Der Graf setzte sich, griff mechanisch nach dem rosenfarbenen Billet und erbrach es. Die Handschrift bewies die Eile, in welcher der Brief geschrieben worden war, und auch einige orthographische Fehler hatten sich eingeschlichen, welche sonst mit großer Sorgfalt vermieden worden waren.

Ulrich las:

„Mein großmüthiger Freund!

Es thut mir aufrichtig leid, nicht mehr persönlich von Ihnen Abschied nehmen zu können; allein mein Mann — ich hatte vergessen, Ihnen zu sagen, daß ich verheirathet war und nach der Trennung von meinem Mann meinen Mädchennamen wieder angenommen hatte — mein Mann — auch ein Künstler — ist

plötzlich hierher gekommen und erklärt, daß er nicht mehr ohne mich leben könne und daß er sich und mich todt-schießen wolle, wenn ich nicht mit ihm nach Peters-burg gehe, wo er engagirt ist.

Mein lieber Freund! Was thut man nicht um des häuslichen Friedens willen! Und zudem muß ich gestehen, ganz vergessen hatte ich ihn doch nicht; und wenn er mich und sich umbrächte, könnte es Ihnen ja auch nicht lieb sein.

Ich sage Ihnen daher ein herzliches Lebewohl und bitte Sie, einige kleine Rechnungen zu ordnen, die ich da und dort stehen habe und mit denen ich meinen Mann jetzt nicht behelligen mag. Die Liste liegt bei. Ich werde Ihnen für die Gefälligkeit ewig dankbar sein! Es kann Ihnen selbst nicht angenehm sein, wenn mir Uebles nachgeredet wird. Ich umarme Sie im Geiste und werde in der Erinnerung immer sein  
Ihre Meta."

Keine Spur von Bitterkeit zeigte sich auf dem Antlitz des Grafen Ulrich; er schaute auf den Brief, wie man von der Thorheit eines Andern liest, der längst verschollen ist.

„Es ist gut so“, murmelten fast lautlos seine Lippen; „sie hat es mir erspart.“

Graf Ulrich wendete sich um.

Baptist erschraf. Sein Herr blickte ihn so ganz anders an als früher, als sei er der Bediente eines Fremden, der eine fremde Botschaft melde.

„Baptist“, sagte sein Herr ruhig und reichte ihm den Zettel, worauf Fräulein Meta ihre Hinterlassenschaft notirt hatte, „Du gehst zu allen diesen Leuten und bezahlst sie; dort im obersten Fach meines Secretärs wirst Du Geld finden — den Ueberschuß kannst Du behalten.“

Die Aussicht auf ein lockendes Geschäft ließ Baptist den Zettel schnell ergreifen. Auch war es ihm unheimlich in der Nähe seines Herrn.

„Baptist“, sagte der Graf noch einmal mit ruhiger, freundlicher Stimme, indem er von Meta's Brief den unbeschriebenen halben Bogen abriß und ein paar Worte darauf schrieb, „wenn Du Alles bezahlt hast, so gehst Du mit diesem Papier zu meinem Banquier, der Dir Deinen Lohn für die nächsten zwei Jahre auszahlen wird. Und dann —“

Der Graf stockte.

„Und was geruhen der Herr Graf zu befehlen, daß ich dann thun soll?“ stotterte Baptist in banger Ahnung.

„Dann such' Dir einen andern Herrn, Baptist! Wir passen nicht mehr zusammen!“ sagte Graf

Ulrich hastig, indem er aufstand, nickte Baptist freundlich zu und ging ins Nebenzimmer.

Als er wieder heraustrat, war der Diener verschwunden. Dagegen verneigte sich Stallmeister Niederhuber in voller Dienstkleidung devot vor ihm.

Der Graf runzelte die Stirn. Der Mann war ihm nicht angenehm.

„Sie wünschen?“ fragte der Oberststallmeister nicht ohne Schärfe.

Angst und Gehässigkeit schillerten auf dem Antlitz des Stallmeisters durcheinander.

„Ich bin genöthigt, Eurer Excellenz den Rapport selbst zu bringen, da der Bereiter Helmberg sich in Zimmerarrest befindet.“

Die Falten auf der Stirn des Grafen wurden dichter.

„Zimmerarrest? Und warum?“

Niederhuber krümmte sich fast unter der kalten Strenge im Antlitz seines Vorgesetzten, an dem er nur eine ritterliche Gutmüthigkeit, gepaart mit rasch aufflackerndem und wieder verschwindendem Zorn, kannte. Die Gehässigkeit blieb jedoch stärker als die Furcht.

„Es ist mir zur Anzeige gekommen, daß der Bereiter Helmberg im Dienste von dem ihm zugewiesenen Pferde stieg, dasselbe an einen Gartenzaun band und

fi) in einer gemeinen Schenke, dem sogenannten Lumpenhäufel, nebst seinem Bedienten mit Kutschern und Stallknechten herumslug, ja einen derselben, den Leibjäger des Barons von Tondern, nicht unerheblich verletzt hat. Das Pferd Seiner Majestät, der Sultan, hatte sich inzwischen losgerissen, und es gelang dem Bereiter Helmberg erst später, desselben wieder habhaft zu werden. Diese Handlungsweise verstößt so sehr gegen unsere Vorschriften und zeigt eine solche Nichtachtung der hohen Auszeichnung, welche dem Bereiter Helmberg von Eurer Excellenz zu Theil wurde, daß ich mich verpflichtet hielt, demselben Zimmerarrest zu dictiren, bis Eure Excellenz weiter über ihn verfügt haben würden."

Der Gesichtsausdruck des Grafen hatte sich wenig verändert. Es schien ihn nichts mehr überraschen zu können.

„Hat Sultan Schaden genommen?“

„Nein, Excellenz; es erscheint fast wie ein Wunder, daß es nicht geschehen ist.“

„Woher wissen Sie die ganze Sache? Hat der Jäger des Barons Tondern sich beschwert?“

Der Stallmeister wurde sehr verlegen. Er konnte doch unmöglich gestehen, daß die schwarze Res'l im Lumpenhäufel neben der Verehrung sämtlicher unver-

heiratheten Kutscher und Bedienten nicht selten auch die Galanterien des Herrn Stallmeisters empfing!

Er hätte lügen und irgend Jemand als Angeber nennen können, aber unter dem scharfen prüfenden Blick des Grafen wagte er es nicht.

„Ich kam im Dienst in die fragliche Schenke; ich wollte sehen, ob auch von unsern Leuten sich welche dort umhertrieben, und da wurde mir das Alles erzählt.“

„So!“ antwortete der Graf trocken. „Ich muß Sie darauf aufmerksam machen, daß es keineswegs zu Ihren Dienstpflichten gehört, schlechte Wirthshäuser zu besuchen, um zu sehen, ob Andere dort sind. Schicken Sie mir den Bereiter Helmberg!“

So hatte der Stallmeister sich den Erfolg seiner Angeberei nicht gedacht. Er hatte sich vielmehr vorgestellt, daß der Oberststallmeister in seiner aufwallenden Hitze den Schübling, der sich seiner Gunst so unwürdig erwies, nach der Residenz in Arrest schicken werde. Für diesen Fall hatte sich der Stallmeister des verwaisten Sultan, den der König schon bei der nächsten Parforcejagd reiten sollte, annehmen wollen. Sultan hatte unter der richtigen Behandlung Helmberg's große Fortschritte gemacht und kümmerte sich um einen Flintenschuß, an seinem Ohre abgefeuert,

nicht viel mehr als um eine Fliege, die ihm um die rosenrothen Rüstern summt.

Es war üblich, daß der König nach dem ersten Ritt, wenn er mit dem Pferde zufrieden war, sich den Abrichter desselben vorstellen ließ und einige freundliche Worte an ihn richtete. Der Stallmeister war gelb geworden vor Zorn, wenn er daran dachte, daß dem Bereiter Helmberg diese Auszeichnung zu Theil werden solle. Die Erzählung der Refl war ihm daher höchst gelegen gekommen.

Stallmeister Niederhuber krümmte sich vor Devotion.

„Wie Excellenz befehlen! Excellenz werden unmöglich annehmen, daß etwas Anderes als Dienstpflicht und die Entrüstung, Hochdero Protection so sehr mißbraucht zu sehen, mich veranlaßt hat, die Excesse des Bereiters Helmberg zur Anzeige zu bringen. Wenn Excellenz jedoch die Sache im geringsten unangenehm ist, so bin ich sofort bereit, meine Meldung zurückzuziehen und den Zimmerarrest aufzuheben.“

Antlitz und Haltung des Grafen behielten noch immer ihre für den Stallmeister unheimliche Ruhe.

„Ich glaube Ihnen noch nicht mitgetheilt zu haben, was mir angenehm ist oder nicht, und wiederhole Ihnen daher meinen Befehl, mir den Bereiter

Helmberg zu senden, damit ich auch den Angeklagten hören kann, wie für recht und billig gilt! Von meiner Entscheidung werde ich Sie brieflich verständigen."

Mit bangen Ahnungen ging der Stallmeister.

Der Graf schritt langsam und in tiefem Sinnen im Zimmer auf und ab.

„Es thäte mir leid, wenn auch er unwürdig sein sollte, der frische, kecke Knabe, in dem ich meine eigene Jugend wieder leben wollte! Es thäte mir leid!“

Nach kurzer Frist pochte es, und Johann Helmberg trat ins Zimmer. Sein Gesicht war bleich und trozig, und seine Augen senkten sich nicht vor dem prüfenden Blick seines Bruders.

Das entschlossene Kinder Gesicht entwaffnete den Grafen wie das erste Mal, da er es gesehen. Unwillkürlich streckte er dem jungen Manne die Hand entgegen, führte ihn zum Sopha und sagte:

„Seien Sie mir willkommen, Hans, auch wenn Sie aus dem Arrest kommen! Setzen Sie sich neben mich und erzählen Sie, was vorgegangen ist. Sie wissen ohne Zweifel, was gegen Sie vorliegt.“

Auch mit dem kleinen Bereiter war eine Veränderung vorgegangen. Er hatte den ganzen Vorgang, welcher seinen Ehrgeiz aufs empfindlichste verletzen und ihn für seine Zukunft aufs tiefste besorgt machen

mußte, mit einer an Apathie grenzenden Gleichgültigkeit hingenommen, ohne selbst nur den Versuch zu machen, sich zu rechtfertigen oder die Sache in einem milderen Lichte erscheinen zu lassen.

Von Stallmeister Niederhuber war die Gleichgültigkeit für Hochmuth angesehen worden, und das hatte ebenfalls nicht wenig zu der gewagten Anklage beim Oberststallmeister beigetragen.

Diese Stimmung des kleinen Bereiters hatte jedoch einen andern Grund.

Schon seit dem Augenblick, da Fräulein von Wodny und Ernestine zwischen ihm und dem Manne durchfuhren, der ihn aus dem Hause seines Vaters vertrieben, war das Bild der kleinen zierlichen Dame, die so übermüthig ihre schwarzen Ponies dahinrasen ließ, mit lebhaften Farben in seiner Erinnerung geblieben. Durch die darauf folgende aufregende Scene war es eine kurze Zeit in den Hintergrund gedrängt worden. Um so strahlender tauchte die schöne wilde Mädchengestalt wieder auf aus der dämmergrünen Allee des Parks, wie sie sich mit aller Energie gegen die Befreiung Sultans sträubte.

Der Humor, zu welchem jene Situation herausforderte und den Ernestinens feiner aristokratischer Taft sofort durchgeföhlt, ging dem Reitergemüth Hans

Helmberg's vollständig verloren, und seine Ketterin, wie er Eva voll inbrünstiger Dankbarkeit bei sich hieß, füllte von nun an all sein Denken aus.

Glücklicherweise hatte Sultan sich seine Furcht vor dem Schießen bereits rasch und gründlich abgewöhnt; denn jetzt hätte er von seinem träumerischen Reiter, der ihn im Schritt durch die abgelegensten Wege des Parks lenkte, nicht mehr viel gelernt.

Sultan hatte so wenig gegen diese Art von Dressur einzuwenden, daß er manchmal sogar stehen blieb, um sich Minuten lang am Laubwerk zur Seite des Weges zu ergötzen, bis das Erschrecken seines Reiters über die eigenen Gedanken auch ihn zusammenfahren und die eleganten Hufe wieder in Bewegung setzen ließ, um nach einer Viertelstunde dasselbe oder ein ähnliches Spiel zu wiederholen.

Als Johann Helmberg mit dem Oberststallmeister im Park zusammengetroffen war und sie dann beide Eva begegneten, hatte der Graf, um über die Erinnerungen hinwegzukommen, welche das plötzliche Wiedersehen der kleinen Dame in ihm erregte, seinem Begleiter mitgetheilt, dieselbe heiße Eva und sei die Tochter eines ungemein begüterten böhmischen Edelmannes und einer Schwester der Gräfin Tegernheim.

Diese Nachricht machte Johann unendlich traurig,

ohne daß er sich selbst noch Rechenschaft zu geben wagte, warum. Es war wohl der Gedanke an die scheinbar unübersteigliche Kluft zwischen der einzigen Erbin von Gütern, welche an Ausdehnung manches Fürstenthum übertrafen, und seiner eigenen besleckten Herkunft. Diese selbst hatte ihm bis jetzt verhältnißmäßig geringe Sorge gemacht, wenn er nicht gerade in das abgehärmte Antlitz seiner Mutter schaute, von seinem hämischen Borgesezten gequält oder sonst durch eine äußere Veranlassung an die dunkle Geschichte seiner Abstammung erinnert wurde; bot doch sein Beruf für ein Jünglingsgemüth so viel des Anziehenden und Romantischen.

Nun aber fiel es ihm wie kalte Schauer aufs Herz, daß Eva sich schämen würde, wenn sie erführe, wem sie geholfen; dieser Gedanke machte ihn stumpf gegen die Freuden seines Berufs und gleichgültig gegen seine vierfüßigen Lieblinge und ließ ihn mit einem leeren Blick und ohne Zucken in seinem bleichen jugendlichen Gesichte die schadenfrohe schwülstige Anklage des Stallmeisters anhören.

Ohne Widerrede war er in Arrest gegangen, ohne Staunen ließ er sich daraus befreien, um zu seinem Freund und Bruder gesandt zu werden; der konnte ja auch den Makel seiner Geburt nicht

auslöschen, und an allem Andern lag ihm nichts mehr.

Dennoch berührte die schwermüthige Freundlichkeit, mit der ihm der Bruder die Hand bot, während er ihn bei dem Namen nannte, mit welchem er in seiner Kindheit gerufen worden war und den seine Mutter noch immer brauchte, sympathisch sein kindliches Gemüth; er fühlte, daß er hier nicht mißverstanden werden dürfe, und erzählte einfach und kurz sein kleines Abenteuer. Er verschwieg nur die seltsamen Reden des Schenk Mädchens, als nicht zur Sache gehörig — er hielt sie ohnedies für einen brutalen Scherz — und Eva's zu erwähnen, verbot ihm eine unüberwindliche Scheu.

Der Graf war durch die treuherzige Erzählung sichtlich erwärmt worden.

„Seien Sie ohne Sorge, Hans!“ sagte er und legte dem Bruder ermutigend die Hand auf die Schulter. „An Ihrer Stelle hätte ich wohl ebenso gehandelt für einen treuen Burschen, der ins Gedränge kam; mit dem einzigen Unterschied vielleicht“, fügte der Graf mit einem Versuch zum Scherze bei, „daß ich das Pferd Seiner Majestät besser angebunden hätte.“

Johann Helmberg nahm diese Rechtfertigung mit einer so finstern Gleichgültigkeit entgegen, daß sie dem

Grafen nicht entgehen konnte. Er mißdeutete sie und fügte bei:

„Es versteht sich von selbst, daß Sie eine Genugthuung erhalten und daß Sie von der Gehässigkeit Niederhuber's befreit werden. Der Stallmeister erhält einen Verweis und wird in die Residenz zurückcommandirt. Die Chicane kommt unter meinem Regiment nicht zur Geltung, darauf verlassen Sie sich, Hans!“

Der Graf schwieg und blickte immer erstaunter auf den jungen Mann, dessen bleiches Antlitz wie in tiefster Verzweiflung zuckte. Theilnehmend ergriff er seine Hand.

„Wer wird bei Ihrer Jugend so unverföhnlich sein! Sie sollen Ihr Recht haben, Hans, und Niemand soll Sie wieder quälen, soweit ich es verhindern kann.“

Das Zucken in Johann's Zügen wurde heftiger, Thränen entstürzten seinen Augen und schluchzend vergrub er sein Gesicht in die verblaßten Polster des Sophas.

„Mein Gott, Hans! Was fehlt Ihnen? Was ist Ihnen geschehen? Reden Sie doch! Warum sind Sie so verzweifelt?“

Johann Helmberg erhob sein bleiches thränen-nasses Antlitz zu dem Grafen und mit schmerzverzogenen, zitternden Lippen sprach er leise, aber in

einem Tone, daß es Ulrich's ganzes Herz durchschauerte:

„Weil ich keinen ehrlichen Namen habe!“

Der Graf schaute lange auf den verstörten Jüngling, er hatte zu weinen verlernt seit wenigen Stunden, aber sein Gesicht überstrahlte der Schimmer eines hohen Entschlusses.

„Den Namen kann ich Dir nicht wiedergeben, Hans, aber als treuer Bruder will ich Dir zur Seite stehen bis in den Tod!“

Er legte den Arm um den Nacken des Bruders und küßte ihn.

Schüchtern, mit freudiger Ueberraschung erwiderte Hans den Kuß des Bruders. Ihm war, als sei er gereinigt und geadelt und jede Schmach nun von ihm genommen.

Ulrich drückte den Bruder sanft von sich und sagte:

„Geh hinunter, Hans, und laß uns zwei Pferde satteln, mir den Fuchs und Dir den kleinen Trafehner Rappen. Wir wollen zusammen in die Stadt reiten. Die Bewegung wird uns beiden gut thun, und — und — ich möchte unsere Mutter sehen!“

Hans sah ihn mit feuchten Augen an und ging. Eine Viertelstunde darauf sprengten die Brüder

in gestrecktem Galopp durch das Schloßthor; dann verschwanden sie zwischen den großen Kastanienbäumen, welche die Straße zur Stadt begrenzen. Eine mächtige weiße Staubwolke bezeichnete den Weg, den sie genommen.

---

## Elftes Kapitel.

### Das Geheimniß der Ref'l.

Angelo von Tondern ritt selten, obschon er zwei prächtige norddeutsche Reitpferde bei sich hatte und trotz der breiten schattigen Wege des Parks von Fels, auf denen man wie auf Rasen stundenlang dahingaloppiren konnte, ohne einen Hufschlag zu vernehmen, was doch jeden Cavalier, der diesen Namen verdiente, mit Entzücken hätte erfüllen müssen.

Der Baron hatte den Zerstreungen der Hauptstadt schon zu sehr seinen Tribut gezollt; der langsamere Schlag seines Herzens reizte den frühereschlafsten Körper nicht mehr zu den ritterlichen Uebungen der Jugend, wenn auch seine Bewegungen einer gewissen nachlässigen Grazie nicht entbehrten, sein Haar glänzend wie geschliffene Kohle an den eingesunkenen Schläfen lag und

noch kein einziger Silberfaden den an den Enden aufgekrauselten Schnurrbart durchzog.

Auch lockte es ihn nicht, die anmuthvolle Gegend, in welcher Hochwald, Hügelland und See auf das reizendste abwechselten, auf schnellem Roß zu durchfliegen, an jeder Biegung des Weges ein neues entzückendes Landschaftsbild in sich aufzunehmen. Herr von Tondern wußte eine Colchester-Muster auf den ersten Blick von ihrer Ostender Schwester zu unterscheiden, und eine Modekönigin konnte seinem Geschmack getrost die Wahl einer zur Robe passenden Coiffure überlassen; aber er hatte sehr wenig Gefühl für die todte Natur, wie er sich auszudrücken pflegte. Noch nie hatte er sich zu einer seltenen Blume am Wege niedergebeugt oder den Fuß zurückgezogen, der eben im Begriff war, einen glänzenden Käfer zu zertrümmern.

Angelo von Tondern ritt indeß gut und er wußte das; er zeigte sich auch zu Pferde, wenn er es für zweckdienlich hielt oder vor Andern es sich schuldig zu sein glaubte; allein er hielt das für eine Anstrengung, die mehr Ueberschuß an Kraft verlangte, als er zu vergeuden hatte.

Trotz alledem sitzt Herr von Tondern zu Pferde zur selben Stunde, da die beiden Brüder zur Stadt

jagen, und läßt seinen ausgezeichnet dressirten Braunen im kürzesten Tellergalopp den Teich vor dem Pavillon Tegernheim umkreisen. Angelo von Tondern weiß die zierlichen Bewegungen seines Thieres so sehr zu mäßigen, daß der Schwan, der mit gebauschten Flügeln und zornigem Bischen unweit des Ufers folgt, stets neben dem eleganten Vierfüßler zu bleiben vermag.

Angelo trägt einen braunen Reitfrack mit goldenen Knöpfen, der um einen Ton heller ist als das Haar seines Pferdes, ein dunkelgelbes, bis an die feinen Drahtsporen reichendes Beinkleid und einen Seidenhut neuesten Pariser Modells. Seine kleinen Hände, welche die schmalen Zügel und einen Stock mit großem flachem Elfenbeinknopf halten, stecken in rostfarbenen Handschuhen und bewegen sich kaum merklich, wenn der Baron seinen Braunen „von der rechten auf die linke Hand“ und umgekehrt „wechseln“ läßt, Bewegungen, die das prächtige Schulpferd mit der Präcision und Zierlichkeit eines Tanzmeisters ausführt.

Wieder ist Angelo vor dem Pavillon angelangt. Der Braune macht seine Galoppsprünge fast auf einer Stelle, und die schwarzen Augen seines Reiters blicken verstohlen unter der Hutkrempe hervor nach aufwärts.

Jetzt legt sich das gelbe Beinkleid fester an den Leib des gehorsamen Thieres; das sorgfältig frisirte

Haupt des Freiherrn wird sichtbar und sein Hut beschreibt einen Halbkreis durch die Luft, daß er in der Nähe des zierlichen Steigbügels ankommt; der Oberkörper des Cavaliers beugt sich nach vorn, einen Augenblick steht das schöne Pferd auf seinen Hinterfüßen, und die Vorderfüße greifen ein paarmal wie grüßend in die Luft.

Am hohen Bogensfenster des Pavillons lehnt Ernestine und ihr bleiches Antlitz neigt sich mit einem Lächeln conventionellen Dankes.

Der Braune macht, vom Sporn des Reiters angetrieben, einen Sprung nach vorwärts und rast davon auf dem einen der strahlenförmig auseinander laufenden Wege, dem man vom Pavillon Tegernheim am weitesten mit den Blicken folgen kann.

Dann mäßigte der Baron den raschen Lauf seines Pferdes und ritt im kurzen Trab weiter, indem er nach englischer Art die Stöße seines Renners durch Heben im Sattel auffing.

Der rasche Ritt hatte seine gewöhnlich sehr bleichen Wangen geröthet, und in seinen Augen schimmerte ein Funke stolzen Uebermuthes.

Und in der That, er hatte Ursache, siegesfroh zu sein!

Der König hatte ihn bald nach der Audienz sei-

nes Vaters zu sich befohlen und ihm seine Freude ausgedrückt, durch Angelo's Verlobung zwei so alte und dem Thron so nahe stehende Familien verbunden zu sehen.

Und als Baron Tondern die Gelegenheit für günstig hielt, um mit sorgenvoller Stirn' des Streit'es mit seinem Vater zu erwähnen, hatte der König ihm gesagt, er werde nicht dulden, daß die Güter und die Stellung einer so alten Familie wie die Tondern durch wen immer geschmälert würden. Jener Streit sei entschieden für ewige Zeiten.

Das war's, was plötzlich wie neue Jugend das Blut durch Angelo's Adern jagte, was ihn die Befriedigung, Ernestine zu besitzen, doppelt fühlen ließ, und ihn in Carrière wie einen ausgelassenen Fährich durch die Alleen des Parkes trieb.

Er hatte gesiegt!

Nun dachte er an sein Gespräch mit dem Leibjäger. Es lag ihm eigentlich nichts mehr daran, daß Hans ein Unglück zustieß. Das konnte unter Umständen sehr mißlich werden; jedenfalls war es ein gewagter Einsatz, der ihn ruiniren konnte, ohne jeglichen möglichen Gewinn.

Angelo von Tondern hatte seinen natürlichen Bruder nur, so lange derselbe ihm entgegenstand. Die

Aussicht, ihn zu verderben, hatte bisher eine mit Grauen gemischte Genugthuung in ihm wachgerufen; jetzt gedachte er desselben mit ähnlichen Gefühlen, wie man vielleicht einen Verbrecher, der uns hat berauben wollen, unschädlich in den Händen der Häfcher sieht.

Die Andeutungen seines Jägers fingen sogar an, den Baron zu beunruhigen. Das Thema war zu heikel, um es offen und unzweideutig mit Thomas zu verhandeln, und wenn ihn der Baron auch von der Theilnahme an der Jagd zurückhielt, so konnte der unheimliche Mensch doch eine andere Gelegenheit erspähen, sich an dem Jüngling zu rächen.

Wer sagte ihm, daß sich der Zorn des Jägers nicht gegen seinen Herrn wenden würde, wenn ihm sein Opfer entzogen ward? Ein Gemüth, dem der Gedanke an Mord so geläufig schien, war nicht wohl in allen seinen Phasen zu berechnen.

Der Baron fühlte, daß Thomas ihm schon vor der dunklen That unbequem wurde, und beglückwünschte sich selber dazu, daß er keinen Grund mehr hatte, dieselbe zu wünschen.

Da hielt Angelo unwillkürlich den Braunen an. So ging's, so war er den finstern Gesellen, das allzu-eifrige Werkzeug los — Thomas sollte noch vor der Jagd nach Amerika — morgen, sofort! Der Baron

hatte die Macht, ihn zu zwingen, und war's auch mit nichts Anderem, so mit der Drohung, ihn zu verrathen.

Der Leibjäger konnte nichts Beschwerendes gegen den Baron aussagen und die Anklage des Mannes, dem der Mord so sehr genügt hätte, mußte für den Jäger vernichtend sein.

Der Baron blickte, zufrieden mit seinem Auskunftsmittel, vom Halse seines Pferdes auf. Er befand sich am Ende des Parks, da wo ein eisernes Gitterthor mit vergoldeten Pfeilern die alte Umfassungsmauer unterbrach. Nicht weit davon stand, überdacht von grünen Bäumen, von wildem Wein umwuchert, das Lumpenhäufel.

Baron Angelo hatte von dem Hause und seinem Rufe gehört; auch hatte der Vorfall, der so sehr den Rachedurst des Jägers hervorgerufen, an diesem Orte sich ereignet.

Angelo war heute in einer sehr unternehmenden Stimmung. Er empfand einen unwiderstehlichen Reiz, einzutreten — vielleicht erfuhr er Manches, was den Leibjäger noch mehr in seine Gewalt gab.

Unter der Thür erschien die üppige Gestalt der schwarzen Nesl; sie heftete ihre stechenden Augen auf den eleganten Reiter, und die entblößten kräftigen

Arme kokett in die Seite stemmend, schien sie zu erwarten, daß er bei ihr eintrete.

Angelo überzeugte sich durch einen raschen Blick, daß der Garten leer sei, stieg ab, befestigte sein Pferd an einer Stange des Zauns und setzte sich, ohne von Ref'l weiter Notiz zu nehmen, an einen der Tische, über den das Geißblatt gleich einem grünen Schleier herunterhing, während zur Seite die Bretter der Regalbahn in der Mittagssonne glänzten; die Mücken umtanzten mit ihrem eintönigen Gesang sein Antlitz — es war ein recht schwüler, erschlaffender Sommermittag.

Die Ref'l hielt infolge der Nichtbeachtung, die ihr eben geworden, eine gewisse nachlässige Grazie für angemessen und kam langsam näher.

„Was wünschen S'?“ fragte sie und versuchte eine hochmüthige Miene anzunehmen, die ihr aber wegen der brennenden Begier, zu erfahren, wer der Herr sei, nicht ganz gelang.

Angelo ließ sich, um nicht aufzufallen, vielleicht auch, weil ihn der scharfe Ritt etwas erschöpft hatte, einen Krug des trefflichen Bieres geben, wegen dessen das Lumpenhäufel gerühmt wurde, und mußte über sich selber lächeln, als er das unförmliche Steingefäß an den wohlgepflegten Schnurrbart führte.

Dies Lächeln gab der Kes'l den halbverlorenen Muth wieder. Sie stützte ihre hübschen Arme mit den etwas gerötheten Händen auf den Tisch, sodaß ihre nicht reizlose Büste den Gesichtskreis Angelo's wesentlich beschränkte, und den Kopf mit den schwarzen Flechten kokett zur Seite legend, forschte sie:

„Sie sind wohl vom Schloß?“

Angelo nickte lächelnd, in Folge seiner gehobenen Stimmung sogar etwas schalkhaft.

„Das ist merkwürdig!“ meinte die Kes'l und gab sich den Anschein großer Bewunderung, um den Faden des begonnenen Gespräches nicht wieder abreißen zu lassen. „Ich kenn' fast alle Herrn vom Hof — Ihre hab' ich aber noch nie gesehen. Wie heißen S' denn?“

Der verb-naiven Liebenswürdigkeit dieser Fragen konnte selbst Tondern nicht widerstehen. Um jedoch einer förmlichen Vorstellung auszuweichen und das Gespräch auf das Thema zu bringen, das ihn zumeist interessirte, antwortete er:

„Ich bin der Herr des Jägers, der neulich bei Euch fast todtgeschlagen worden wäre.“

„Der Thomas?“ rief die Kes'l.

Angelo nickte.

Das Benehmen der Kes'l änderte sich plötzlich. Ihre stark röthlichen Fäuste waren vom Tisch wieder

an ihre Hüften zurückgekehrt. Ihr Gesicht, eben noch verlegen kokett, nahm einen fast übermüthigen Ausdruck an.

„Sie sind also der Angelo?“

Der Baron wußte nicht recht, ob er über diese vertrauliche Benennung und die etwas despectirliche Haltung der Resl lachen oder sich ärgern sollte.

„Allerdings ist das mein Vorname“, entgegnete er trocken.

Resl ließ ihre schwarzen Augen prüfend an dem eleganten Aeußern ihres Gegenüber herumwandern; dann neigte sie ein paarmal nachdenklich den Kopf, als gebe sie sich auf ihre eigenen stummen Fragen Antwort, und um ihre Lippen zuckte ein fast spöttisches, triumphirendes Lächeln.

„Und wie heißen S' denn sonst noch?“ fragte sie weiter, als ob sie mit ihresgleichen rede.

Es erschien Angelo höchst sonderbar von seinem Diener, daß er nur den Vornamen seines Herrn genannt haben sollte. Auch entging seinem Scharfblick das veränderte Benehmen des Mädchens nicht, dessen natürlichste Erklärung zunächst in den Auslassungen des Leibjägers über seinen Herrn zu suchen war.

Er fing an Thomas ernstlich zu mißtrauen, und

sein Entschluß, ihn nach Amerika zu schicken, befestigte sich immer mehr.

Fast ärgerlich warf der Baron ein Geldstück auf den Tisch und machte Miene, ohne Antwort sich zu entfernen.

Das war nun keineswegs nach dem Geschmack der Kes'l. Sie hatte sich mit der ganzen Breite ihrer kräftigen Gestalt vor die Lücke gestellt, welche Bank und Tisch dem Freiherrn als Ausweg ließen, ihre Augen funkelten unheimlich und die Lippen zogen sich verächtlich herab.

„So! Die Kes'l ist Ihnen wohl zu schlecht für eine Antwort! So will ich Ihnen wenigstens zum Abschied sagen, wie Sie net heißen thäten, wenn die Kes'l den Mund aufthun wollt': Herr Baron von Tondern!“

„Dirne, Du wirst unverschämt!“ rief Angelo, aber er konnte sich, so seltsam die Reden des Mädchens klangen, eines gewissen unheimlichen Schauers nicht erwehren.

Kes'l beobachtete mit grausamer Neugier die Wirkung ihrer dunklen Worte.

„Unverschämt? Dirn' heißen S' mich? Ich brauch' nur noch ein paar Wört'l zu sagen, so bitten S' mich kniefällig um Verzeihung, Herr Baron!“

Angelo glaubte nun allen Ernstes, es mit einer Verrückten zu thun zu haben.

Die Refl trat jetzt mit einem Achselzucken zurück, als er Anstalt machte, sie mit Gewalt beiseite zu drängen, und fragte ruhiger, aber mit derselben sonderbaren Betonung seines Titels, die Angelo vorhin schon das Blut in die bleichen Wangen getrieben:

„Wissen denn der Herr Baron nichts mehr von dem Andreas Schnürlein, dem Kammerdiener, der mit dem alten Herrn Baron in Welschland gewes'n ist, wie derselbige Ihre selige Frau Mutter geheirathet hat, und der nachher das Factotum der Frau Baronin geworden ist?“

Angelo wurde aufmerksam.

Allerdings erinnerte er sich aus seiner Knabenzeit des langen Schleichers Andreas mit dem unveränderlich süßen Lächeln und dem nie geraden Katzenbuckel. Derselbe war, da er etwas Italienisch und Angelo's Mutter nie recht Deutsch gelernt hatte, in der That das Factotum derselben gewesen. Thatsache war auch, daß Andreas wenige Wochen, nachdem die Baronin todt war, wegen Unverschämtheit fortgeschickt wurde. Andreas Schnürlein war daher bei tieferem Nachdenken keine Erinnerung, die dem Baron sonderlich imponiren konnte, und er sagte also kurz und streng:

„Allerdings. Was soll's mit ihm?“

Die Ref'l rechte sich im Gefühl ihrer Wichtigkeit hoch auf und sagte bedeutsam:

„Der Andreas Schnürlein ist seit zwei Jahren todt; aber ich leb' noch, und ich bin seine Tochter.“

Diese Worte bestärkten den Baron wieder in dem Glauben, daß er es, wenn auch mit Fräulein Schnürlein, doch jedenfalls auch mit einer Geisteskranken zu thun habe.

„Nun, das ist allerdings sehr merkwürdig. Ich wünsche Ihnen alles mögliche Glück dazu!“

Der Ref'l entging die ironische Freundlichkeit Angelo's nicht.

„Sie können sich Glück wünschen, daß ich keine Schwägerin bin! Nicht einmal dem Thomas hab' ich erzählt, daß sein Herr am längsten Baron gewes'n wär', wenn ich reden wollt'!“

Umsonst sagte Angelo sich, es sei eine Berrückte, die er vor sich habe. Ref'l's Aussehen und ihr bestimmtes Auftreten hatten nichts an sich von der Unsicherheit und Verstörung, die Geisteskranken gewöhnlich eigen ist. Ihre schwarzen Augen blitzten und die vollen Lippen lächelten übermüthig.

Angelo konnte sich eines unheimlichen Gefühls bei der seltsamen Drohung nicht erwehren. Dunkle, ungreif-

bare Erinnerungen aus den Tagen seiner Kindheit tauchten vor ihm auf: er sah das kühle, mißtrauische Verhältniß seiner Eltern zu einander; er entsann sich, daß sein Vater ihn niemals geliebkost oder ein freundliches Wort an ihn gerichtet, sondern ihn stets mit einem gewissen Mißtrauen betrachtet und ihn, sobald es nur irgend thunlich, in dem Adelsinstitut der Pagerie untergebracht hatte. Er suchte indeß all das abzuschütteln, und drohend schaute er in die blitzenden Augen der Kellnerin, die furchtlos vor ihm stand, und zischte:

„Suche Dir zu Deinen Scherzen einen Anderen, freches Geschöpf! Bei mir möchten sie Dir schlecht bekommen!“

„Hohoho!“ lachte die Kes'l laut und schallend, daß Angelo sich unwillkürlich erschreckt umsah, ob Niemand in der Nähe sei, „ich bin ein ehrliches Kind und fürcht' mich vor keinem Herrn Baron, der gar keiner ist!“

Angelo lächelte jetzt über sich selbst — er glaubte des Räthsels Lösung gefunden zu haben. Alles das konnte ja nur seinem illegitimen Bruder gelten. Er sagte daher etwas freundlicher:

„Du irrst Dich in der Person, Kes'l. Du hast die Mittheilungen Deines Vaters durch einander ge-

worfen; was Du mir da erzählst, mußt Du dem Bereiter Helmberg sagen — Du weißt, der neulich den Thomas verwundet hat.“

Aber die Kes'l schüttelte ernst und bestimmt den Kopf.

„Dem net; mein Vater hat oft zu mir gesagt: Der ist echter als der andere. Denn der ist wenigstens von seinem Vater aus echt, der Andere aber —“

„Dirne!“

Der Baron war erdfahl geworden und erhob drohend den Reitstock.

Die Kes'l rührte sich nicht.

„Schlagen S' nur!“ sagte sie kalt. „Dann hätt' morgen der kleine blonde Herr alle die welschen Briefe, die Ihre selige Mutter meinem Vater zum Verbrennen gegeb'n hat, kurz bevor sie gestorben is. „Dort vor meinen Augen verbrenn' sie im Kamin, Andrea“, hat sie auf Welsch zu ihm gesagt, wie er allein bei ihr im Zimmer gewes'n is, und hat sich im Bett aufgericht't und ihn mit ihrem blassen Gesicht und den schwarzen Augen angeschaut, daß sich mein Vater ordentlich g'fürcht' hat. Er hat schon lang gemerkt, daß die Frau Baronin, seit sie kränker worden is, immer ein kleines Packel Papiere im Bett versteckt hat und oft im Schlaf aufgefah'r'n is und danach gegriffen hat.“

Und dasselbige Packel, hat sie ihm gesagt, soll er vor ihren Augen verbrennen, und hat dabei immer gehorcht, ob Niemand kommt. Da hat mein Vater sich denkt, da muß was Besondres drin sein, und hat ein Scheit Holz in den Ofen geworfen, daß die Funken aufgeslogen sind, das Packel aber hat er in die Taschen gesteckt. Die Frau Baronin is nachher aber viel ruhiger gewes'n und bald drauf is sie gestorb'n."

Die Kes'l schwieg, um die Wirkung zu beobachten, welche ihre Erzählung hervorgebracht hatte.

Angelo konnte seine Aufregung über die sonderbare Mittheilung nicht ganz verbergen.

„Dann war Dein Vater einfach ein Dieb“, knirschte er.

Die Kes'l zuckte mit großer Ruhe die hübschen Schultern.

„Meinetwegen! Gott hab' ihn selig! Er is jetzt zwei Jahre todt und wegen des Diebstahls kann ihn Ihre Frau Mutter drüben verklagen! Es stiehlt oft einer mehr als das und kommt net ins Zuchthaus, sondern behält seinen gestohlenen Namen und seine gestohlenen Reichthümer sein Lebelaug — Notabene wenn's die Kes'l erlaubt. Denn ich hab' jetzt all die welschen Brief', und mein Vater hat zu jedem Brief geschrieb'n, was er auf Deutsch heißt, und hat mir

oft gesagt: „Res'l“, hat er g'sagt, „solang ich am Leben bin, können wir nix machen. Denn wenn wir auch den Angelo um Alles bringen, einsperr'n thun's mich doch. Und der Angelo ist ein halber Welscher und die sind schlau. Aber wenn ich einmal todt bin, nachher können sie Dir nix thun, weil Du die Brief' net genommen hast, und mit denselbigen kannst vielleicht einmal Dein Glück machen.“ Ich war aber vor zwei Jahren noch a jung's dummes Ding und hab' ganz andre G'schichten im Kopf gehabt als die alten Papierfetzen, und erst wie ich den kleinen schneidigen Be-reiter gesehen hab', sind sie mir wieder eing'fall'n. Brauchen net zu erschrecken“, fuhr die Res'l, welcher die von Minute zu Minute steigende Angst des Barons nicht entging, mitleidig ironisch fort, „das schneidige Bürsch'l könnt' mir schon gefall'n, und wenn er mich a biss'l bei meinem guten Herzen gefast hätt', da wär's wohl gescheh'n, daß ich ihm einen Wink geben hätt'; aber die Res'l ist ihm auch zu schlecht vorkommen, um mit ihr zu reden, und da hab' ich mir denkt: Lauf' Du nur Deinem Glück davon, Du hochmüthiger Fraß, hab' ich mir denkt. Jetzt hab'n wir zwei mit einander zu thun“, schloß sie halb ironisch, halb kokett; „net wahr, jetzt lauf'n S' mir nimmer davon?“

Und sie legte den Kopf zur Seite und schaute den Baron wieder so schelmisch an wie bei den ersten Worten ihrer Unterhaltung.

Angelo war verwirrt.

So sehr er sich auch bemühte, das Alles gering zu schätzen, es gelang ihm nicht. Seine Blicke lagen flackernd und unsicher auf dem Antlitz der fecken Dirne und convulsivisch öffnete und schloß sich seine Hand.

Die Keßl hatte Recht.

Die geheimnißvollen Briefe, deren Inhalt er sich nicht denken konnte, übten bereits einen unheimlichen Zauber, dem er sich nicht mehr zu entziehen vermochte. Mühsam rang er nach Fassung, und mit erzwungenem Spott sagte er:

„Mit dem Italienischverstehen Deines Vaters scheint es mir nicht besonders gut bestellt gewesen zu sein, wenn er aus Briefen meiner Mutter so thörichtes Zeug herausgelesen hat; immerhin sind mir diese Briefe als Andenken theuer und Du hast kein Recht, sie zu behalten. Da Du aber ein Geschäft damit machen willst, so bringe sie mir, ich will sie Dir gut bezahlen.“

Dabei zog Angelo eine elegante Briestafche hervor und nahm einige Bankscheine heraus, die er auf den Tisch legte.

Die Keßl schob sie mit Verachtung zurück.

„Behalten S' Ihre paar Gulden! Mein Vater hat manchmal gesagt, bevor er gestorben is: „Der alte Herr Baron thät' viele tausend Gulden geben, wenn er die Briefe hätt', aber ich kann sie ihm net geb'n, denn er könnt' den Spaß übel nehmen und mich ins Gefängniß bringen. In solchen Sachen kann man dem alten Herrn nicht trauen.“ Heut' hat mir nun der Thomas beim Frühschoppen erzählt, daß der alte Herr wahrscheinlich wieder seinen Proceß mit Ihnen verlieren wird. Glauben S' net, daß der jetzt viel Geld geben würd', wenn er die Brief' hätt'?“

Angelo wurde immer bleicher und bleicher. Aber je mehr sich ihm das Vorhandensein einer wirklichen Gefahr mit Bestimmtheit aufdrängte, desto ruhiger und geschmeidiger wurde er äußerlich.

„Ich weiß nicht, was mein Vater für die Briefe bezahlt hätte; laß sie mich sehen und dann will ich Dir dafür geben, was sie für mich werth sind.“

„Meint Ihr?“ höhnte die Ref'l. „Ihr müßt mich doch für sehr dumm halten! Ich würde keinen von den Briefen wiedersehen, wenn Ihr sie einmal in der Hand hättet. Auch liegt mir nichts am Gelde. Mein Vater hat mir die Wirthschaft und das Grundstück hier schuldenfrei hinterlassen und unter mir“, setzte sie hinzu mit einem Lächeln, das wohl der be-

währten Anziehungskraft der eigenen Reize galt, „unter mir is die Kundschaft der Herren Bedienten auch net geringer worden. Ich geb' Ihnen die Brief' net um zwanzig-, net um fünfzigtausend Gulden!“

Kesl schwieg und ein großer Entschluß ließ ihr die Wangen höher glühen und rasch hob und senkte sich ihre Brust, als ob sie kürzer athme.

„Ich geb' Ihnen die Brief' und lass' Ihnen Ihren Baron umsonst, wenn Sie aus mir eine Frau Baronin machen wollen.“

Das große Wort war gesprochen.

Angelo war unmerklich zusammengezuckt. Das spöttische Mitleid, das er zu heucheln versuchte, gelang ihm nicht ganz.

„Das liegt allerdings ganz außer meiner Macht! Das kann nur der König.“

Ergrimmt sah die Kesl ihn an.

„Sie verstehn mich ganz gut, wenn S' nur woll'n. Heirathen soll'n Sie mich! Aber glauben's nur ja net, daß ich in Sie vernarrt bin“, setzte sie eifrig hinzu, „ich hab' halt bei meinem Vater, der immer bei hohen Herrschaften gewesen is, eine Narrheit für den Adel kriegt, und er hat mir auch immer gesagt: Kesl, Du bist zu was Höherm gebor'n, hat er gesagt.“

Blos weil ich Frau Baronin werd'n möchl', will ich Sie heirathen", schloß die Kestl aufgebracht, denn auf dem Antlitz des Freiherrn leuchtete ein so finsterner dämonischer Spott, daß selbst die resolute Adelscandidatin ein leises Frösteln empfand. „Denn wenn ich net hätt' Baronin werden woll'n, nähm' ich mir lieber noch den Thomas als so ein Zwetschgenmann'l.“

Das Aussehen des Barons hatte sich inzwischen verändert; er war völlig Herr über seine Empfindungen geworden. Um nichts zu vernachlässigen, was zu seiner Sicherung dienen konnte, hatte er beschlossen, das Schlimmste, was Kestl aus seiner Mutter Brieffschaften herauslas, als wahr anzunehmen und demgemäß zu handeln. Seine Blicke irrten wie prüfend über Gesicht und Gestalt seiner heirathslustigen Feindin, und sanft legte er die behandschuhete Rechte auf den entblößten Arm der Kestl. Diese, an derbere Galanterien gewöhnt, schien das nicht einmal zu bemerken.

„Wenn ich nun aber schon eine Braut hätte, Kestl?“

Das Mädchen zuckte mitleidig die Achseln.

„Es hat schon Mancher eine sitzen lassen, warum nicht auch mal eine Gräfin? So eine kriegt leichter 'nen Baron als eine Wirthstochter. Was Gesicht und Gestalt anbelangt, so kann ich es mit jeder.“

Fürstin aufnehmen, und das Spreizen und Nobelthun lernt sich auch bald. Mein Vater war auch bloß Brauknecht, eh' er Bedienter worden ist, und doch hab'n all seine Gäst' später g'sagt: Er hat ein Benehmen wie eine Excellenz! Das liegt bei uns so in der Familie."

Um diese interessante Familieneigenschaft der Schnürlein auf das überzeugendste nachzuweisen, machte die Kes'l einen derb graziösen Schlenker, als ob sie einen Schlepptoch von Klastertlänge nach einer andern Himmelsgegend zu lenken hätte.

Je ruhiger Angelo wurde und je mehr sich Kes'l den Vorübungen für ihre angestrebte Stellung überließ, desto mehr schien das Uebergewicht des gewiegten Weltmannes über die ehrgeizige Dirne zu wachsen und diese trotz ihrer Ausfälle zu seinem Spielball zu machen.

„Allerdings sind schon ärgere Mißheirathen geschlossen worden, als die unserige wäre“, sagte Angelo leichthin und drückte den Arm, den er ergriffen, etwas fester; „auch glaube ich, daß Du Dich in Balltoilette“ — Angelo's Blick senkte sich unwillkürlich auf Kes'l's rothe Hände — „vortrefflich ausnehmen müßtest. Wir können uns ja öfter sehen; Heirathen ist doch etwas Ernstes, vorzüglich wenn man schon eine andere Braut hat. Und dann müßte ich vor allem die Papiere sehen.“

Und er faßte Refl schmeichelnd unterm Kinn, was diese als einen schuldigen Tribut ihres künftigen Eheherrn mit herablassender Miene entgegennahm.

„Zeig' mir die Papiere, Refl!“ bat der Baron schmeichelnd, und seine Finger verirrten sich von Refl's Kinn zu ihrer Wange; „wir wollen sie mit einander lesen!“ fügte er schnell hinzu, als das Mädchen ihm mißtrauisch in die Augen sah. „Ich bleibe hier, bis Du wiederkommst. Du wirst Dich doch vor einem Zwetschgenmann'l nicht fürchten?“

Der letzte Grund schien durchzuschlagen. Refl zog Schultern und Unterlippe gleich verächtlich empor.

„Die Refl sich fürchten? Und vor Ihnen? Da müßt' schon ein Anderer kommen! Und wenn's gehn woll'n, da is der Weg! Die Refl wird den ihrigen schon auch finden!“

Und ohne sich nur umzusehen, schritt sie dem Hause zu.

Angelo befand sich in der seltsamsten Lage seines Lebens.

Je mehr er über das Verhältniß seines Vaters zu ihm und seiner Mutter nachdachte, desto mehr gewannen die Behauptungen der Refl an Bedeutung. Es war da ein schwarzer Punkt gewesen, den Angelo

immer gefühlt hatte und der jetzt auf einmal riesengroß seine ganze Zukunft zu verdunkeln schien, die ihm noch eben so klar und strahlend vorgekommen. Die Gefahr, die ihn bedrohte, war um so beängstigender, als Angelo sie ihrem Wesen nach nicht einmal kannte, und der Kaufpreis des Geheimnisses stand in brutalster Gestalt vor ihm: ein Wesen, das mit jedem seiner Worte, jeder seiner Bewegungen ein Gefühl wie einen tiefen Ekel in dem verwöhnten Mann hervorrief.

Endlich erschien die Kestl wieder. Sie trug in der Hand ein Päckchen, in ein seidenes Tuch eingeschlagen und mit Schnüren umwunden.

Das Tuch zeigte ein gresles Muster und eine so eigenthümliche, halb antike Zeichnung, wie solche in Deutschland nicht üblich sind.

Angelo erschrak heftig. Manche Formen und Farben prägen sich der Phantasie eines Kindes oft für das ganze Leben ein, der Baron wußte sicher, daß jenes Tuch seiner Mutter angehört hatte. Er überwand den Schrecken, der lähmend durch seine Glieder fuhr, und setzte sich, um der Kestl mehr Vertrauen einzulößen, wieder auf die Bank, indem er sie mit einer Handbewegung einlud, neben ihm Platz zu nehmen.

Die Kestl that das ohne jede Ziererei und spielte

wie sinnend mit den Schnüren des Bündels, das sie in der Hand hielt.

„Soll ich's aufmachen?“ fragte sie mit einem etwas mißtrauischen Seitenblick.

„Laß das!“ wehrte Angelo ab, indem er den Arm um ihre Schulter legte und sie zärtlich näher zog. „Mir liegt jetzt mehr an Dir als an den Briefen. Du bist ein ganz prächtiges Mädchen, Kes'l! Je länger ich Dich ansehe, desto besser gefällst Du mir! Man müßte sich als Dein Schatz gar nicht schlecht befinden!“

Kes'l versuchte ein Schmollgesichtchen zu machen, wie sie es bei passenden Gelegenheiten an einem vielumworbenen Kammermädchen beobachtet hatte.

„Schätze kann ich hab'n, soviel ich will, auch Barone und Grafen, dazu brauch' ich Sie net; aber ich möcht' Baronin werden!“

Die Umarmung des Freiherrn wurde immer zärtlicher; er hatte auch seine Rechte sanft auf ihren Arm gelegt. Seine Augen waren wie die eines Raubthieres auf das Päckchen gerichtet, das Kes'l in beiden Händen hielt; immer fester zog er das Mädchen an sich, immer krampfhafter drückte er den Arm, den er umklammert hielt.

„Du sollst Alles werden, was Du willst, Kes'l“, flüsterte der Baron und neigte sich zu ihr nieder.

Dann sprang er blickschnell empor und griff nach dem Päckchen. Ein kurzes Ringen entstand. Mit funkelnden Augen und lachend vor Wuth wehrte sich die Refl. Aber sie hatte die Kraft des Zwetschgenmann's doch unterschätzt — Angelo kämpfte für seine Existenz. Mit einer äußersten Anstrengung schleuderte er das wüthende Mädchen von sich, daß es zu Boden stürzte, und entfloß.

Mit schrillum Lachen und glühenden Wangen erhob sich die Refl, eben hörte man die Hufschläge des davongaloppirenden Rosses.

Aber plötzlich erbleichte sie wieder und ihr Lachen verstummte.

Mit dunkelrothem Gesicht und zusammengezogenen Brauen stand Thomas am Eingang der natürlichen Laube. Er hatte so eben seinen Herrn gesehen, wie er den am Gartenzaun angebunden gewesenen Braunen bestieg und in fliegender Eile davonritt, ohne Thomas, der dicht an ihm vorüberging, zu bemerken.

Und die Refl, die ihm gestern mit zahllosen Eiden versprochen hatte, ihre Wirthschaft zu verkaufen und ihm so rasch als möglich nach Amerika zu folgen, er traf sie jetzt in verstörtester Toilette im verborgensten Winkel des Gartens in Gesellschaft eines umgestürzten Kruges und des Reitstocks seines Herrn.

Mit einem greulichen Fluche zog der Grüne, dem der Gedanke an Mord so geläufig war, den Hirschfänger blank.

Laut schreiend stürzte die Refl, die von seiner Wildheit schon einige Beweise hatte, vor ihm nieder.

„Thomas, ich will Dir Alles sagen. Bei der schwarzen Mutter Gottes von Trudering, ich bin unschuldig.“

Dieser Schwur bei der schwarzen Madonna, welche die Aufsicht über todte Königsherzen führte und die beim Landvolk eine hohe Verehrung genoß, verfehlte seinen Eindruck auf den Jäger nicht und Refl beeilte sich, die Situation, freilich in ihrer Weise, aufzuklären. Sie erzählte ihrem Geliebten in fliegender Hast von den Briefen, die sie von ihrem Vater bekommen habe, und von der Macht, die sie dadurch über Angelo besitze. Es habe sie immer gequält, daß sie kein reiches Mädchen sei und ihrem lieben Thomas keine große Mitgift zubringen könne. Als nun heute der Baron bei ihr eingetreten sei, habe sie gleich gedacht, daß vielleicht die Briefe ihr und des Thomas Glück machen könnten, und sie habe dem Angelo rundweg erklärt, daß er gar kein Baron sei, wenn sie das nicht erlaube. Da sei der Baron ganz zutraulich geworden

und habe ihr sogar angetragen, sie zu heirathen, wenn sie ihm die Briefe ausliefere.

„Der schlechte Kerl!“ sagte Thomas, der bisher mit offenem Munde den Mittheilungen seiner Geliebten zugehört, mit überzeugungssinnigem Erstaunen.

Die Kes'l fuhr nun mit der Miene gekränkter Unschuld fort zu erzählen, wie sie den Angelo vergeblich darauf aufmerksam gemacht habe, daß sie um Alles in der Welt nicht von ihrem Thomas lasse, und da sei er ganz „fuchtig geworden und habe g'sagt, wenn sie denn durchaus den Thomas, den g'meinen Kerl, lieber wolle als ihn —“

Da sprang der Thomas auf und schaute wild um sich.

„G'meiner Kerl hat er g'sagt?“

Die Kes'l nickte bekräftigend und fuhr in scheinbarem Zorn fort:

„Ja, und wie ich ihm g'sagt hab', daß mir 'n echter Jäger noch immer lieber is als ein falscher Baron, da hat er eine große Pistol'n aus der Taschen g'holt —“

„Eine Pistol'n?“ — In den Zorn des Jägers mischte sich etwas wie Furcht vor seinem entschlossenen Herrn.

„Ja, eine Pistol'n, und todtschieß'n thät' er mich,

hat er g'sagt, wenn ich ihm die Brief' net gäb, und Aug'n hat er dazu gemacht, sag' ich Dir — ich hab' nimmer glaubt, daß ich die nächste Viertelstund erleb'."

„Und da hast Du ihm die Brief' geb'n?“ fragte der Jäger athemlos. Die Kes'l schüttelte stolz den Kopf.

„Na, so dumm is Deine Kes'l net, daß sie ihr Heirathsgut wegwirft! Ich hab' ja g'sagt und bin ins Haus gangen und hab' ein paar alte Zeitungen in ein Papier g'wickelt und sie dem Angelo hingehalt'n. Gleich is er drauf los und hat sie mir aus' der Hand g'rissen und is damit zum Garten 'naus und auf und davon! Das war grad', wie Du kommen bist, Thomas.“

„Und die Brief'?“ fragte dieser in fieberhafter Spannung.

„Da sind s'!“ triumphirte die Kes'l und holte ein Päckchen aus der Tasche. „Der Andre, weißt, der Dich niederg'schlag'n hat, gibt g'wiß n Haufen Geld dafür, wenn er der Baron wird.“

Des Jägers Stirn wurde düster und seine Hand ballte sich.

„Der hochmüthige Fraß sollt' Baron werden?“ brauste er auf.

Befänftigend schlang Kes'l ihren Arm um seinen Nacken.

„Schau', Thomas, was liegt denn noch an der alten G'schicht'! Mit mir is er auch grad' net fein g'wesen, wie ich ihm was von dene Brief' g'sagt hab', aber er is doch kein so schlechter Räuber wie der Angelo, und das Geld, das er uns geb'n muß, kriegt er gern von seinem Vater.“

Mürrisch sah der Thomas vor sich nieder:

„Er hat mich aber g'schlag'n.“

„Und der Andre hat Dir Dein Mad'l abspenstig machen woll'n“, sagte die Kes'l eindringlich; „was is ärger? Wenn er uns ein schönes Stück Geld gibt, daß wir in Amerika ein Anwesen kaufen könnten, da kannst zufrieden sein. Wenn ich nur wüßt', wie man an ihn kommt, es ist gar ein hochmüthig's, trozig's Bürsch'l.“

Nachdenklich wiegte sie das Haupt; ihre Gründe schienen nicht ohne Eindruck auf den Jäger zu bleiben, allein er schwankte noch. Plötzlich schnellte er den Kopf zurück und meinte mit einem eigenthümlichen Lächeln:

„Zum Stillhalten und Zuhören wollt' ich ihn schon bringen, wenn's weiter nix is.“

„Du?“ fragte die Kes'l ungläubig.

„Ja, ich!“ antwortete der Thomas, mit düsterer

Schadenfreude in sich hineinlachend. „Und ich thu's auch, g'wiß thu' ich's! Wart' nur erst die Jagd ab, dann wirst das Weitere hören!“

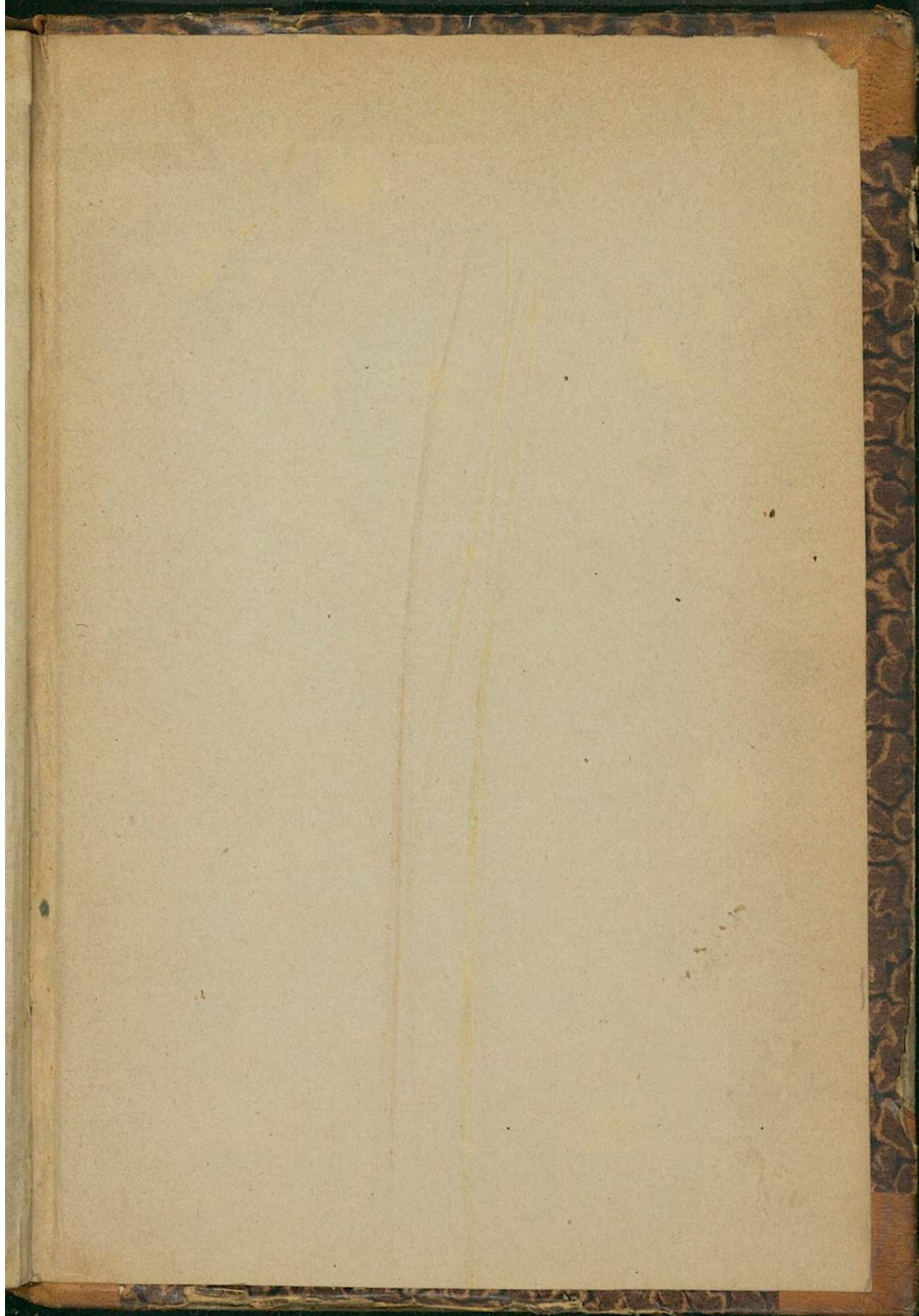
Angelo ritt indeß heimwärts, was sein Pferd laufen konnte, das Briefbündel fest umschlossen haltend. Manchmal erschütterte seinen Körper ein heiseres triumphirendes Lachen.

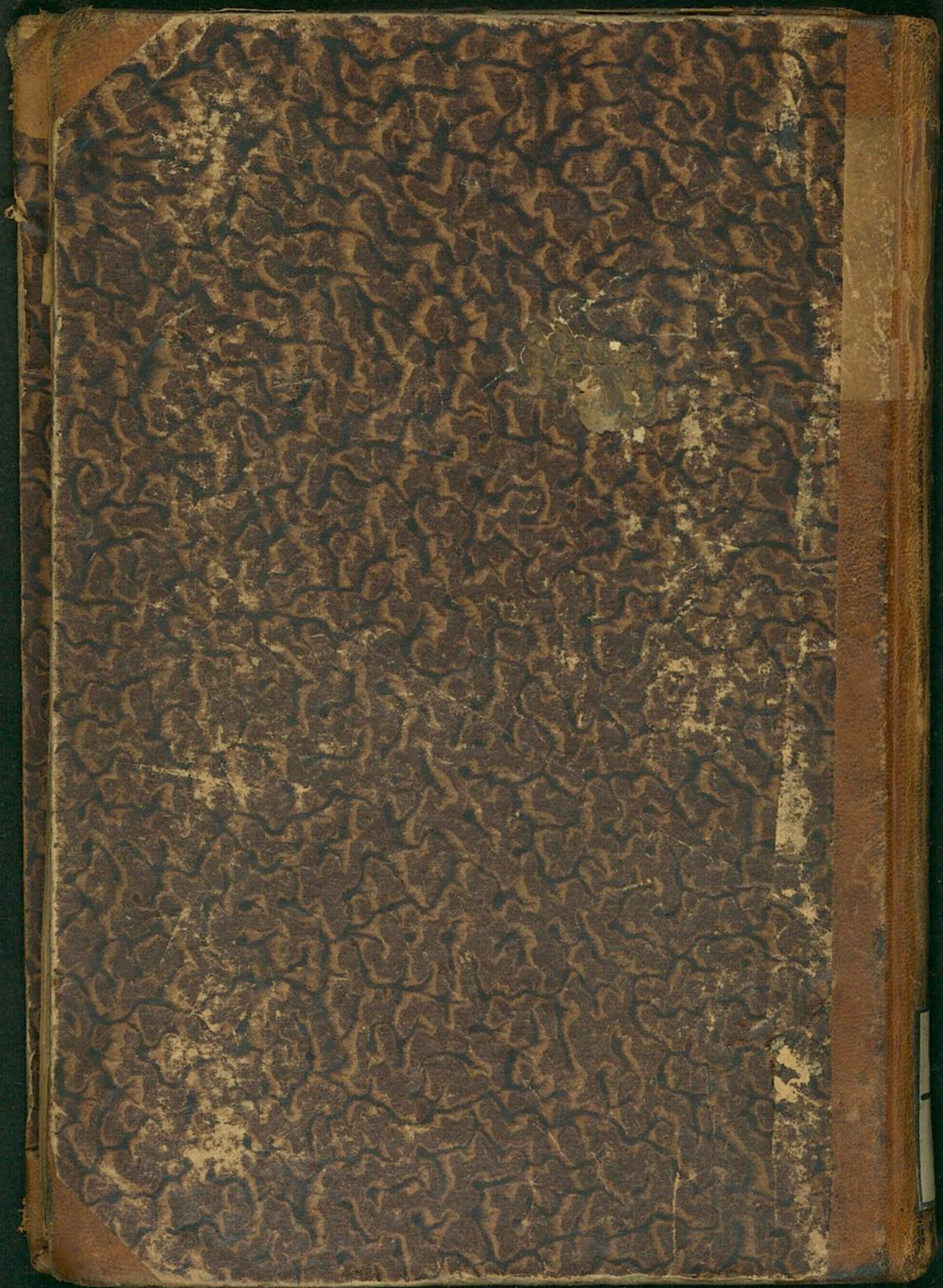
Vor seiner Wohnung sprang er von seinem triefenden Braunen, warf die Zügel dem Stallknechte zu und stürzte auf sein Zimmer. Dort riß er die Schnüre auseinander, von denen das Bündel zusammengehalten wurde — ein dumpfer Schrei der Wuth entrang sich halberstickt seiner Kehle, mit Fieberhaft durchstöberte er den Inhalt des Paquets — die Titel zerknitterter Lokalblätter storren ihm höhnisch entgegen.

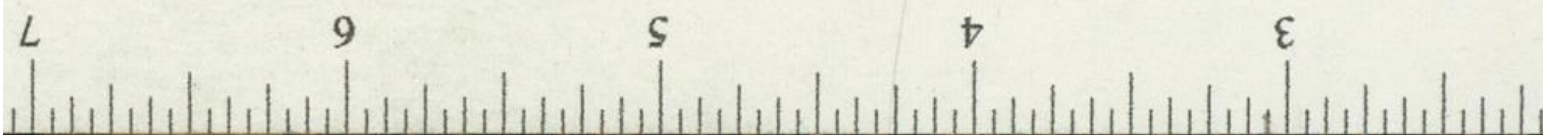
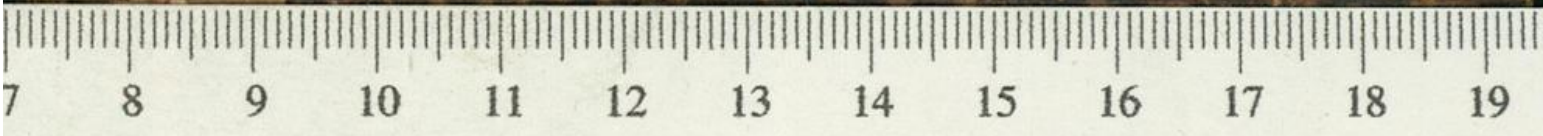
Mit einem verzweifelten Stöhnen drückte Angelo das Tuch der Mutter an die glühende Stirn.

Doch nur einen Augenblick gab er sich diesem Anfall von gänzlicher Hoffnungslosigkeit hin, dann leuchtete es wieder über sein Gesicht wie damals, als Thomas ihm seine finsternen Pläne mitgetheilt. Wenn es nur noch einen Erben gab, dann handelte es sich nicht mehr darum, welcher der bessere sei. Er wollte Thomas gewähren lassen.

Druck von Richard Schmidt in Reudnitz-Leipzig.







tt  
5